





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Nonne mit der Teufelsklaue

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Die Nonne mit der Teufelsklaue

John Sinclair Nr. 444

von Jason Dark

erschienen am 06.01.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Nonne mit der Teufelsklaue

»Nein! Wahnsinn! Nicht mit mir!« Jack McFarlaines Gesicht verzerrte sich. Er sah, daß sie aus dem Nichts erschien, direkt vor seinem Ford Granada. Aber sie war noch schneller!

Das Gesicht unter der Nonnenhaube zeigte einen bösen, widerlichen Ausdruck, wie er nur in der Hölle geboren sein konnte. Dann raste eine Klaue vor die Windschutzscheibe, wie sie nur der Satan besaß. Und sie wuchs vor McFarlaines Augen zu einer gewaltigen Größe an, die sein gesamtes Sichtfeld einnahm. Jack machte eine Vollbremsung. Doch zu spät. Die Scheibe zerbarst mit einem lauten Knall…

Jack hatte nur Augen für die furchtbare Hand, die plötzlich seinen Hals umfaßte. Seine Augen quollen aus den Höhlen, er bekam keine Luft mehr, wollte die Klaue von seinem Hals reißen, nahm die Hände vom Lenkrad und überließ den schleudernden Wagen sich selbst.

Das Steuer schlug nach links.

Im nächsten Augenblick geriet das Fahrzeug von der Straße, holperte über den Seitenstreifen und knallte gegen einen Baum.

Die Kühlerschnauze schob sich zusammen. Der Mann hinter dem Lenkrad wurde zu einem Spielball physikalischer Kräfte. Zudem war die Welt bereits für ihn im Halbdunkel einer sich allmählich abzeichnenden Ohnmacht versunken. Schmerzen durchrasten ihn.

In seinem Kopf gab es Explosionen, der Hals brannte, er hörte noch schwach ein hohes, widerliches Lachen und sah die Flammen nicht, die sich über das ausfließende Benzin hermachten.

Der alte Granada verging in einem tödlichen Feuersturm, der nicht zu stoppen war.

Feuer und Rauch standen plötzlich über der Unglücksstelle, aber davon bemerkte McFarlaine nichts mehr. Er war bereits tot…

***

Der Mönch Rudy machte sich Sorgen!

Nicht wegen der anbrechenden Dunkelheit oder des abendlichen dünnen Sommernebels, der stets über den schottischen Hochmooren als feine Schicht lag, nein, ihm ging es um den Mann, mit dem er sich verabredet hatte und der war noch nicht gekommen.

Er hieß Jack McFarlaine, war von Beruf Förster, Jäger, Wildschützer und Tierpfleger in einem und betreute ein gewaltiges Gebiet, zu dem auch zwei Seen – sogenannte Lochs – gehörten.

Der größte Teil des Areals jedoch bestand aus Moor und Wald.

Dazwischen lagen die hügeligen Berge, die im Norden zu schroffen Gebirgsgraten wurden und eine Barriere bildeten. Das Land davor jedoch war flach, nur wenig bewohnt, und doch steckte es voller Legenden und Mythen.

Ein Stück Schottland, wie es schottischer nicht sein konnte. Man sah dem Mönch seinen Beruf nicht an. Er trug keine Kutte, sondern der Gegend angemessene Kleidung. Stiefel, eine Hose aus derbem Stoff und eine ebensolche Jacke.

Er hatte lange gezögert, sich mit dem Förster zu treffen. Erst nach einem dritten intensiven Gespräch hatte er schließlich zugestimmt, weil der Pater einfach nicht an die Vorfälle glauben wollte, von denen der andere berichtet hatte.

Es ging um eine mordende Nonne.

Sie überfiel Reisende, Wanderer, Dorfbewohner, und wer mit dem Leben davonkam, hatte einfach Glück gehabt. Normalerweise starb er

nach einem Kontakt mit diesem Wesen.
Eine Nonne mit Teufelshand!
So etwas war unglaublich. Es gehörte ins Reich der Fabeln und Legenden, das war ein Märchen, aber McFarlaine hatte diese Geschichte so überzeugend dargelegt, daß der Pater schließlich nachgab und einem Treffen zugestimmt hatte.
Jetzt wartete er in der Jagdhütte.
Es gab mehrere davon innerhalb des großen Reviers. Die meisten konnte man als bessere Unterstände bezeichnen, als Schutz vor Regen und plötzlichen Unwettern, wie es sie in den weiten Tälern zwischen den Bergen im Sommer immer wieder gab.
Die Hütte dagegen, in der Pater Rudy wartete, hatte mehrere Fenster, eine dicke Bohlentür, und sie stand am Rand des großen Moors, dem die Nonne mit der Mörderhand angeblich immer wieder entsteigen sollte.
Bisher hatte der Mönch sie noch nicht gesehen. Wenn er vor die Hütte trat, und das tat er des öfteren, schickte er seine Blicke stets über die weite Fläche, die bis zum Beginn der Grampian Mountains reichte.
Jack McFarlaine kam nicht, was Rudy wiederum wunderte, denn er hatte den Förster als einen pünktlichen Menschen kennengelernt.
Möglicherweise war ihm etwas dazwischengekommen, und eine Verspätung von bisher zehn Minuten brauchte noch nichts Beunruhigendes zu sein.
Trotzdem blieb Rudy vor der Tür und schaute über die weite Fläche des Moors.
Die Luft gefiel ihm nicht. Hinter ihm lag ein heißer Sommertag. Es kühlte sich auch am Abend kaum ab. Von den Bergen fielen keine Winde in das weite Tal, dafür nahm die Feuchtigkeit zu. Sie verdichtete sich zu dünnen Nebelschleiern, die wie hauchzarte Wattestreifen über der grünbraunen Moorfläche lagen.
Still war es nicht. Immer wieder meldete sich die Natur, wie der Mönch dies nannte.
Das Moor arbeitete. Gase stiegen auf und perlten durch den Spiegel aus Wasser. Sie schufen dicke Blasen, die zerplatzten, wenn der Druck zu groß wurde. Dicke Kröten, die sich vor der Hitze des vergangenen Tages versteckt hatten, krochen ebenfalls hervor und warfen sich mit unförmigen Bewegungen in die trübe Brühe oder blieben auf Grasinseln hocken.
Manchmal wuchsen auf diesen Flecken auch Bäume, deren braune feuchte Äste wie die dünnen Arme irgendwelcher Toten anklagend in die Höhe ragten.
Am schlimmsten war die Mückenplage.
Nach Sonnenuntergang kamen sie zu Millionen. Und sie fanden über

dem Wasser reichlich Nahrung. Dort hatten sie sich zu gewaltigen Schwärmen versammelt, die tanzenden dunklen Wolken glichen.

Pater Rudy wartete noch immer. Beunruhigt suchte er den Weg ab, der am Rande des Sumpfs entlangführte. Reifenspuren schnitten tief in Boden.

Ein Wagen war nicht zu sehen. Dafür dieser seichte Nebel, der sich erst in den Morgenstunden verdichten würde.

Je mehr Zeit verging und sich die Sonne zurückzog, um den Schatten der Dämmerung Platz zu schaffen, um so lauter wurde es im Sumpf. Die Natur erwachte. Frösche und Unken quakten. Jetzt gingen sie auf Beutefang, schnappten Fliegen und Mücken, und kleinere von ihnen mußten achtgeben, daß sie nicht in den gierig aufgerissenen Mäulern irgendwelcher Sumpfschlangen verschwanden.

Friedlich lag das Moor da. Aber der Pater wußte genau, wie tückisch diese Fläche war. Betrat sie ein Fremder, wurde er von ihr verschluckt.

Viele Opfer hatte sich das Moor im Laufe der Jahre geholt, das wußte Rudy von dem Förster, auf den er noch immer wartete. Jetzt war schon fast eine halbe Stunde herum.

Allmählich machte sich der Geistliche Sorgen.

Er wußte auch nicht, aus welcher Richtung McFarlaine kommen würde, deshalb verließ er den Schutz der Hütte und stellte sich auf den durch Reifenspuren gezeichneten und mit hohem Gras bewachsenen Weg. Mücken umtanzen ihn.

Einige Male schlug Rudy nach ihnen, hörte aber auf, als er einsah, daß es keinen Sinn hatte.

Wo blieb McFarlaine?

Trotz der anbrechenden Dämmerung konnte der Mönch den Weg einigermaßen überblicken. Auch der Nebel störte nicht sehr.

Die Gedanken des dunkelhaarigen, bärtigen Mönches stockten, denn er hatte seinen Blick zum Moor hin gewandt und glaubte, in der Ferne eine Bewegung zu erkennen.

Das konnte ein fahrender Wagen sein.

Er blickte noch genauer hin, lief sogar einige Schritte vor und blieb wie erstarrt stehen, als er den Feuerball sah, der plötzlich in die Höhe schoß.

Das war genau dort, wo er den Wagen gesehen hatte!

Der Mönch hatte die Farbe aus seinem Gesicht verloren. Obwohl er noch nicht den Beweis dafür hatte, wußte er, was dort vorgefallen war.

Ja, sein mußte!

Und er begann zu rennen…

***

Der Mönch spürte die Mücken, die während seines Laufs gegen das

Gesicht prallten, wie kleine Stiche oder Schläge. Sie knirschten auch zwischen seinen Zähnen, befanden sich im Mund, sicherlich hatte er einige von ihnen schon geschluckt, aber das beachtete nicht. Der Mann gab nicht auf. Er wollte wissen, was mit dem Wildhüter geschehen war.

Die Entfernung täuschte. Rudy mußte weiter laufen, als er angenommen hatte, doch mit seinen fünfundzwanzig Jahren schaffte er das leicht.

Der Wagen war längst ausgebrannt. Über seinem Wrack zuckte keine Flamme mehr, aber der leichte aufkommende Abendwind trieb dem Mönch den Geruch von zerschmolzenem Metall und verkohltem Gummi und Kunststoff entgegen.

Rudy verlangsamte seine Schritte auf den letzten Yards. Vorsichtig ging er näher und blieb schließlich neben dem Wagen stehen.

Der Granada war frontal gegen den Baum gefahren und sah aus wie eine Ziehharmonika, völlig zusammengedrückt. Auch die Fahrgastzelle hatte sich verzogen.

Von der Lackierung sah der Mönch ebenfalls nichts. Die Hitze hatte den Lack regelrecht abgebrannt. Scheiben waren ebenfalls nicht mehr vorhanden. Er stank nach Benzin, Rauch und verbranntem Lack.

Und der Fahrer?

Rudy trat an die rechte Seite. Er mußte dabei in den schmalen Graben neben dem Pfad. Mit der Hand wedelte er Rauchwolken zur Seite, die aus den Fensteröffnungen quollen, denn im Innern kokelte es weiter.

Jack McFarlaine hockte hinter dem Lenkrad. Er saß dort in einer schrägen Haltung und sah im ersten Moment aus, als würde er nur schlafen. Doch McFarlaine war verbrannt. Die Hitze hatte den Körper kleiner werden lassen.

Der Kopf des Mannes war zur Seite gerutscht, vom Betrachter abgewandt. Trotz allem wollte sich Rudy das Gesicht des Mannes ansehen. Möglicherweise fand er da den Beweis, denn noch deutete alles auf einen normalen Unfall hin.

Rudy umrundete die Wagenhälfte, blieb neben dem Fahrerfenster stehen und streckte zögernd die Hand durch das Fensterloch. Er ekelte sich davor, die Leiche zu berühren, aber ihm blieb keine andere Wahl. Dabei brauchte er sie nur leicht anzutippen, um ihre Haltung zu verändern.

Der Tote kippte zur Seite. Er präsentierte sein Gesicht, in das der Mönch schauen konnte.

Rudy erschrak bis ins Mark. Sein Arm fuhr in die Höhe, die Hand umkrallte die eigene Kehle, denn was er sah, bestätigte die Angaben des Toten.

Auf seinem verbrannten Gesicht zeichnete sich deutlich der Abdruck

einer Teufelsklaue ab!

Rudy schluckte. Er hatte es nicht glauben wollen und alles für Unsinn gehalten. Jetzt und hier war er eines Besseren belehrt worden.

McFarlaine hatte recht gehabt. Es gab die schreckliche Mörderin, die er als Nonne mit der Teufelshand bezeichnet hatte.

Er ging zurück. Daß seine Knie zitterten, empfand er als normal.

Der dunkle Rauch biß in seine Augen. Er drang auch in den Mund, so daß Rudy husten mußte, und als er sich gesetzt hatte, kam ihm die gesamte Tragweite dieses grauenvollen Stückes zu Bewußtsein.

Die Nonne hatte nicht nur getötet, sie mußte auch genau Bescheid gewußt haben und irgendwo lauern.

Ja, vielleicht schwebte sie über dem Moor oder hielt sich auf einer der zahlreichen Inseln verborgen.

Rudy richtete sich auf. Seine Füße verschwanden im Gras, das schienbeinhoch wuchs.

Der Sumpf lebte, aber er zeigte keine unnormalen Dinge.

Vielleicht ein Fluoreszieren irgendwo in der Ferne, das geheimnisvolle Leuchten, das sehr oft über einer Sumpffläche lag, doch Verdächtiges sah der junge Mönch nicht.

Die Mörderin hielt sich versteckt…

Aber wie konnte eine Tote morden? Denn die Legende erzählte, daß die Nonne längst verstorben war. Man hatte sie auf einem kleinen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet, und dort mußte sie eigentlich auch noch liegen.

Oder?

Plötzlich durchzuckte Rudy eine Idee. Er hatte eine Verpflichtung übernommen. Der Wildhüter war sein Freund gewesen, und Rudy fühlte sich bemüßigt, den Tod dieses Mannes aufzuklären. Wenn es eben möglich war, wollte er die Nonne mit der Teufelsklaue stellen.

Aber wo fand er sie?

Rudy ging davon aus, daß sich Täter oft genug wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Das konnte bei der Nonne ebenfalls der Fall gewesen sein.

Auf einem Friedhof sollte sie liegen…

Ja, da wollte er hin!

Durch die Gestalt des bärtigen Mannes ging ein Ruck, als er sich nach rechts wandte und den Weg zurückschritt, den er gekommen war. Hinter der Hütte hatte er sein Fahrzeug stehen, einen Motorroller, den man ihm als »Dienstwagen« zur Verfügung gestellt hatte.

Als er die Hütte erreichte, schwitzte er.

Nicht allein wegen der Anstrengung. Ihm ging auch nicht das Bild des toten Försters aus dem Kopf, und er dachte permanent an das schreckliche Teufelsmal auf dem Gesicht der Leiche. Für Rudy gab es keinen Zweifel. Das mußte der Teufel gewesen sein, oder seine

Dienerin, die mordende Nonne, die angeblich schon seit Jahrhunderten in einer Gruft auf dem kleinen Friedhof begraben war.

Es kam zwar einer Grabschändung gleich, aber Pater Rudy wollte es wissen.

Sein Motorroller lehnte an der rückseitigen Hüttenwand. Er sprang wegen der Feuchtigkeit nicht sofort an. Schließlich klappte es, und Rudy war beruhigt.

Er fuhr los.

Und er beschleunigte so hart, als säße ihm der Leibhaftige persönlich im Nacken…

***

Der Friedhof lag einsam im Schutz der dunkelgrauen Dämmerung, die die Konturen der Grabsteine und Gruften zerfließen ließ, so daß sie zu langen, schattenartigen Gebilden wurden.

Über den Gräbern standen dicht belaubte Bäume, die ihr Astwerk wie ein schützendes Dach ausbreiteten, als sollte von oben her niemand einen Blick auf die Gräber werfen.

Nächtliche Stille hüllte den Friedhof ein. Das Dorf lag ein Stück entfernt, hinter einer Kurve und eingebettet in eine flache Mulde. In der Nacht mieden die Menschen den Gottesacker. Wer hier wohnte, der war noch sehr abergläubisch, und die Morde der letzten Zeit, die allesamt der weißen Nonne mit der Teufelsklaue in die Schuhe geschoben worden waren, hatten ein übriges dazu getan, die Menschen zu verunsichern.

Auch Rudy war verunsichert. Aber was er sich vorgenommen hatte, wollte er auch durchführen.

Zudem verließ er sich auf sein Kreuz, das ihm bisher immer Schutz gegeben hatte.

Neben dem Tor des Friedhofs hielt er an. Er bockte den kleinen Motorroller auf und blieb vor der Eisengittertür stehen. Sie war abgeschlossen.

Da der Mönch keinen Schlüssel besaß, mußte er über das Tor klettern. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Auf der anderen Seite landete er im weichen Gras.

Er schaute nach vorn.

Stumm standen die Grabsteine. Wie letzte Grüße der Toten an die noch Lebenden. Auch hier wallte der Nebel. Er war aber nicht dicht.

Man mußte schon sehr genau hinsehen, um die feinen Schleier erkennen zu können.

Die Menschen im nahen Dorf waren recht arm. Dementsprechend sahen die Grabsteine aus. Es gab keine prächtig herausgeputzten Gräber, alles war normal. Schlichte Steine oder Kreuze standen an den Kopfenden.

Auch die Gruften sahen nicht repräsentativ aus. Sie paßten sich dem normalen Friedhofsflair an.

Rudy nahm den breitesten Weg. Der teilte das Gebiet praktisch in zwei Hälften. Um die Gruft zu erreichen, in der angeblich die Nonne lag, mußte er nach rechts.

Dort stand sie, nicht weit von einer Kapelle entfernt, in der auch die Totenmessen gelesen wurden.

Die Kapelle war aus Holz gebaut und hatte sogar einen kleinen Turm mit einer Glocke.

Wenn sie bimmelte, bekamen die meisten Menschen eine Gänsehaut.

Jetzt war die Glocke still. Sie paßte sich der drückenden Ruhe des kleinen Friedhofs an.

Feuchtigkeit schwebte in der Luft. Die Bäume und Büsche gaben einen intensiven Geruch ab. Vom Moor her wehte Fäulnis herüber, die richtige Stimmung für einen nächtlichen Friedhof, über dem ein düsterer Himmel ohne Sterne stand.

Auch für Rudy war der nächtliche Besuch auf dem Friedhof alles andere als angenehm, aber er wollte jetzt nicht mehr zurück, das war er seinem Freund, dem Förster, schuldig.

Zwischen den Grabreihen schritt er her. Der schmale Pfad war mit Gras bewachsen.

Die Kapelle war noch nicht zu sehen. Sie lag verborgen hinter drei hohen Erlen, nur der Turm schaute hervor. Auf seiner Spitze zeichnete sich schwach ein dunkles Eisenkreuz ab.

In der Nähe der Erlen lag auch die Gruft, die der Mönch besuchen wollte. Aber dazu kam er nicht mehr.

Plötzlich war alles anders.

Zuerst glaubte er an eine Täuschung, als er rechts von sich die Bewegung sah. Als er genauer hinblickte, weiteten sich seine Augen.

Da schlich jemand über den Gottesacker.

Rudy tat das einzige Richtige in seiner Lage. Er lief bis zum Stamm der nächsten Erle und verbarg sich dort. Mit angehaltenem Atem wartete er ab, doch das Geräusch irgendwelcher Tritte vernahm er nicht. Dabei war er überzeugt davon, sich nicht getäuscht zu haben.

Er hatte die Gestalt gesehen.

Noch einmal dachte er über seine Entdeckung nach und stellte sich die Richtung vor, in die die Gestalt gegangen war. Wenn er den Weg in Gedanken weiter verfolgte, war sie auf die Kapelle zugelaufen. Als seine Gedanken so weit fortgeschritten waren, löste er sich aus seiner Deckung, damit er den Eingang der alten Holzkapelle im Auge behalten konnte.

Da ging eine Gestalt!

Ein Geist, ein Schemen – die Nonne!

Das mußte sie einfach sein, denn ein Mensch hatte sich bestimmt

nicht verkleidet. Die Nonne berührte mit ihren Füßen nicht einmal den Boden, sie schwebte über den Graßspitzen dahin, als würde sie vom Wind geschoben. Und sie sah so aus, wie man sie beschrieben hatte.

Eine schneeweiße Tracht trug sie, die in der Dunkelheit einen leichenblassen Glanz angenommen hatte. Auch der Kopf war bedeckt.

Allerdings nicht von einer steifen Haube. Es sah mehr so aus, als hätte sie ein Tuch um ihren Schädel geschlungen.

Die Nonne wandte ihm das Profil zu. Eigentlich hätte die Hand aus dem Ärmel stoßen müssen, die aber war nicht zu sehen. Wahrscheinlich hatte die Nonne den Arm angewinkelt, und sicherlich auch nicht ohne Grund. Sie blieb nicht lange im Blickfeld des Mönchs, denn wenige Sekunden später tauchte sie in den Schatten des Kapelleneingangs.

Dann verschwand sie in der kleinen Kirche.

Aber Rudy hatte nicht gehört, daß die Tür geöffnet worden wäre.

Möglicherweise konnte die unheimliche Nonne sogar durch Wände gehen. Einen Geist sollte dies vor keine Probleme stellen.

Rudy ließ eine Minute verstreichen. Er war ins Schwitzen geraten.

Der Anblick dieser Frau hatte ihn tief getroffen. Bisher hatte er nicht an Geister geglaubt, doch diese Entdeckung hier hatte ihn unsicher werden lassen.

Was sollte er tun?

Bleiben, ihr nachgehen und schauen, was sie in einer Kapelle wollte? Bestimmt nicht beten, davon war er schon jetzt überzeugt.

Vielleicht gab es dort einen Geheimgang, von dem der Mönch bisher noch nichts gewußt hatte. Wie dem auch sei, er hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und wollte ihn auch schlucken.

Deshalb ging er ihr nach. Als Rudy die Stelle erreicht hatte, wo ihm die Nonne zum ersten Mal erschienen war, suchte er auf dem Boden nach Spuren. Rudy fand keine. Dies bewies ihm wiederum, daß er sich nicht getäuscht hatte und er diese Nonne wohl als einen weiblichen Geist ansehen mußte, der verflucht war, in der Nacht zu spuken und auch zu morden.

Gegen das Spuken hatte er ja nichts, aber Morde konnte er nicht hinnehmen.

In diesen Augenblicken wuchs Rudy über sich selbst hinaus. Er unterdrückte seine Angst, denn er mußte die Nonne stellen. Mit dem Kreuz bannen, um ihr anschließend die verfluchte Mörderklaue abzuhacken. Das war die einzige Möglichkeit.

Dem jungen Mönch gelang es leider nicht, die kleine Kapelle lautlos zu betreten. Als er die Tür öffnete, vernahm er die knarrenden Geräusche der Angeln und unterdrückte einen wütenden Ausruf im letzten Augenblick.

In der Kirche war es ziemlich dunkel. Nur am Altar brannte ein Licht. Das Ewige Licht, die kleine Lampe, die einen rötlichen Schein abgab.

Wie ein Dieb in der Nacht schlich der junge Mönch an dem steinernen Weihwasserbecken vorbei und betrat den Mittelgang zwischen den beiden Sitzreihen.

Auf jeder Seite standen nicht mehr als fünf Holzbänke. Das Holz schimmerte hell. Es roch zudem feucht und auch noch nach dem letzten Anstrich.

Von der Nonne sah Rudy keine Spur. Auch nicht, als er vor dem schlichten Altar stand und die steinerne Erhöhung sah, auf die sonst immer der Sarg gestellt wurde.

Diesmal stand kein Sarg dort. Es schmückte auch kein Blumenstrauß die Kapelle, und die kleinen Fenster wirkten wie dunkle, abweisende Augen.

Rudy wußte, daß umgebaut wurde. Nicht nur die Bänke waren erneuert worden, man renovierte auch im Gebälk des Turms, das im Laufe der Zeit brüchig geworden war.

Sollte die unheimliche Nonne die Kirche nicht verlassen haben, konnte sie sich nur noch hinter dem Altar verborgen halten, wo sich der Aufgang zum Turm befand.

Eine Wendeltreppe aus Holz, bei der ebenfalls einige Stufen erneuert worden waren.

Rudy schlug ein Kreuzzeichen, bevor er sich in Bewegung setzte und den Altar an der linken Seite passierte. Er versuchte, seine Schritte so lautlos wie möglich zu setzen, aber durch das Öffnen der Tür hatte ihn die Nonne sicherlich schon gehört.

Rudy erreichte den dunkelsten Bereich der Kirche. Die Kapelle hatte nur einen Eingang, es gab keine Tür an der Rückseite.

Handwerker hatten ihre Spuren hinterlassen. Rudy lief gegen einen im Weg liegenden Holzbalken und machte ungewollt und laut auf sich aufmerksam.

Das paßte ihm gar nicht. Jetzt wußte die Nonne bestimmt, daß er sich in ihrer Nähe aufhielt, falls sie noch in der Kapelle lauerte.

Er traute sich nicht, sein Feuerzeug anzuknipsen. So blieb er in der Dunkelheit stehen und spürte die kühle Luft, die aus dem Turm wehen mußte.

Rudy hob den Kopf.

Mittlerweile hatte er sich auf die Dunkelheit eingestellt, und so konnte er den schmalen grauen Ausschnitt hoch über sich erkennen.

Das mußte ein Turmfenster sein, und es lag dort, wo sich auch die Glocke befand.

Die Nonne ließ sich nicht blicken.

Menschen haben Nerven, Geister haben keine, und so wurde es dem jungen Mönch allmählich zu bunt. Er wollte hier nicht eine halbe

Ewigkeit stehenbleiben und warten, sondern sein Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Seine Hand verschwand in der Seitentasche der Jacke und kam mit dem schmalen Feuerzeug wieder hervor.

Er zündete es an, schirmte die Flamme mit der Hand ab und konnte sich orientieren.

Rudy hätte nicht weitergehen können, denn der Weg war durch Holzstücke und Balken versperrt worden. Die Handwerker hatten eben alles zurückgelassen.

Und auch über die Treppe konnte er nicht. Zwei diagonal angebrachte Balken versperrten den Weg.

Damit die Handwerker den Turm betreten konnten, hatten sie eine Leiter aufgestellt, die in die Spitze führte. Die ersten Stufen konnte der Mönch noch sehen, die vierte verschwamm bereits in der Dunkelheit.

War die Nonne diesen außergewöhnlichen Weg gegangen?

Rudy wollte es wissen. Über Hindernisse stieg er jetzt leise hinweg. Er ging durch Sägespäne, die wie ein weicher Teppich den Boden bedeckten, und blieb vor der Leiter stehen.

Sein Blick glitt hoch. Zugleich hob er den Arm, um so weit wie möglich leuchten zu können.

Ein wenig mulmig war ihm schon zumute, als er die Leiter hochstieg. In der Linken hatte er sein Kreuz, mit dem er die Nonne bannen würde, obwohl dies fraglich war, denn sie schien sich auch von dem großen Kreuz am Altar nicht beeinflussen zu lassen.

Einmal den Weg eingeschritten, ging er auch weiter. Das Knarren der Holzleiter ließ sich allerdings nicht vermeiden.

Rudy hatte den Kopf etwas zurückgelegt, um in die Höhe blicken zu können. Die Leiter endete an einer Plattform, die als Arbeitsstätte unter dem Turmgebälk diente.

Auf der vierten Stufe blieb er stehen und zündete wieder das Feuerzeug an. Er wollte einfach sehen, wohin er stieg und sich nicht nur im Dunkeln bewegen.

Zunächst leuchtete er nur die unmittelbare Umgebung seiner Hand aus, dann schob er den Arm in die Höhe, die Flamme glitt zuckend an den Leitersprossen entlang und erreichte deren Ende.

Genau dort lauerte die Nonne!

Der junge Mönch erschrak so heftig, daß die kleine Flamme wieder erlosch. Noch in derselben Sekunde brach ihm der Schweiß aus. Obwohl er mit diesem Anblick gerechnet hatte, zeigte er sich dennoch schockiert und fragte sich auch schon, weshalb die Nonne dort lauerte.

Auf ihn?

Es gab keinen anderen Grund. Rudy zitterte. Diese Bewegung übertrug sich auch auf seine Hand, so daß er sich nicht traute, das

Feuerzeug wieder anzuknipsen.
In der kurzen Zeitspanne hatte er die Nonne sehr deutlich gesehen, vielmehr ihr Gesicht, das wie ein geisterhafter, bleicher Fleck gewirkt hatte.
Aber er hatte es nicht anders gewollt. Zudem trug er sein Kreuz bei sich, und unter diesem Zeichen würde er überleben und die gräßliche Gestalt bannen.
Also machte er noch einmal Licht. Diesmal hielt er den Arm bereits ausgestreckt. Er wollte die Nonne sofort sehen.
Und er sah sie.
Zwar hatte sich ihre Haltung nicht verändert, aber es war doch etwas anders geworden.
Sie hatte jetzt beide Hände vorgestreckt. Eine normale bleiche Totenhand und die andere als teuflische, rot leuchtende Klaue mit langen, behaarten Fingern.
Zwischen den Händen aber drehte sich etwas.
Das Blatt einer Kreissäge!

***

Der junge Mönch erkannte die tödliche Gefahr sofort, aber er konnte sich vor Schreck nicht rühren.
Und das Blatt drehte sich weiter. Schneller sogar. Über seinem schmalen Rand leuchtete das bleiche Gesicht der Nonne, die ihre Augen halb geschlossen hielt, so daß keine Pupillen zu erkennen waren.
Rudy öffnete den Mund. Er wollte diesem schrecklichen Geist einen Bannfluch entgegenschleudern, aber auch seine Stimme versagte plötzlich.
Die Kehle saß zu.
Und die Nonne kannte kein Pardon. Ihre Hände glitten auseinander und ließen das Sägeblatt los. Sich rasend schnell um die eigene Achse drehend fuhr es senkrecht in die Tiefe.
Es ging so schnell, daß der junge Mönch alles viel zu spät begriff.
Da hatte ihn das Blatt schon erwischt.
Die Nonne aber schaute zu, wie er von der Leiter gefegt wurde und auf dem Boden aufschlug. Das Sägeblatt driftete dabei zur Seite und blieb zwischen den Sägespänen liegen, von denen es einen Teil blaßrot färbte.
Die Nonne am Ende der Leiter erhob sich. Abermals war kein Laut zu hören.
Dafür wenig später, denn der dünne Klang der Totenglocke bimmelte durch die stille Nacht…

***

Es passiert nicht oft, daß Father Ignatius das Kloster St. Patrick hoch

oben in den Grampian Mountains verläßt, um anderen Tätigkeiten nachzugehen, aber wenn er das tat, dann nie ohne Grund.

In diesem Fall war ich sein Grund gewesen, aber wir hatten uns nicht bei mir in London getroffen, sondern in Schottland, wo es ein Dorf gibt, das auf den schönen Namen Watermeetings hört. Es liegt ein wenig abseits der normalen Durchgangsstraßen und südlich der Truck Road Nr. 74 in einer Gegend, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Das alte Haus zählte zwar auch noch zu Watermeetings, aber einen zwanzigminütigen Fußmarsch mußte man schon in Kauf nehmen, um den Ort zu erreichen.

Das Haus selbst nannte sich Hotel. Und hier gab es, wie so oft in Schottland Bed & Breakfast. Man konnte also schlafen und frühstücken. Das wurde vor allen Dingen immer wieder von den zahlreichen Schottland-Touristen wahrgenommen, die in den preiswerten Unterkünften auf ihren Fahrten und Wanderungen übernachteten.

Das Haus war über 300 Jahre alt. Von der Fassade hatte ich nicht viel gesehen, weil sie von Efeu, wildem Wein und anderen Kletterpflanzen überwuchert war.

Der kleine Parkplatz lag vor dem Haus. Dahinter breitete sich ein Obstgarten aus, und dieses kleine Hotel war berühmt für seine Marmelade, die die Besitzerin selbst einkochte.

Ich war schon am Abend zuvor eingetroffen, hatte gut geschlafen und auch gefrühstückt.

Als einziger Gast blieb ich sitzen und schaute aus dem Fenster, gegen dessen Scheibe die Morgensonne tupfte und die letzten Nachtnebel verdrängt.

Die Tochter der Wirtsleute räumte auf. Sie war ungefähr Zwanzig und ziemlich keß, was ich an den heimlichen Blicken feststellen konnte, die sie mir hin und wieder zuwarf.

Die rotblonden Locken kitzelten über die nackte Haut der Schultern, denn das Mädchen trug eine weiße Bluse mit einem sehr weiten, halbrunden Ausschnitt. Was sich unter dem Stoff abzeichnete, brauchte keinen BH, das war auch so fest genug.

Der weite Rock zeigte ein Muster aus bunten Frühlingsblumen, und auch das Mädchen, es hieß Karen, hatte eine frühlingshafte Laune. Sie pfiff einen Schlager mit, der aus dem Radio dudelte, das hinter der Theke stand.

Vor meinem Tisch blieb sie plötzlich stehen. »Stört es Sie, wenn ich ein Fenster öffne?«

Ich löffelte noch Marmelade und blickte sie von unten her an. Sie hatte himmelblaue Augen und einen vollen Mund. »Nein, ganz und gar nicht. Ich bin immer für frische Luft.«

»Danke.«

Karen tänzelte davon, öffnete die Fenster, und ich sah auf meine Uhr, denn Pater Ignatius hatte sich verspätet. Nicht daß er noch nicht eingetroffen wäre, er war am späten Abend gekommen. Wir hatten uns noch ausschwatzen können, aber er hatte eigentlich zum Frühstück da sein wollen.

Wahrscheinlich war er von der Reise geschafft gewesen und schlief deshalb länger. Zudem mußte er im Kloster stets mit den Hühnern aufstehen, da nutzte man eine Gelegenheit wie diese hier schon einmal weidlich aus.

Karen kam zurück. Sie hielt ein feuchtes Ledertuch in der Hand und sah mich lächelnd an.

Ich lächelte zurück. »Ist etwas?«

»Ja.«

»Und was?«

»Ich will Sie ja nicht stören, Sir, aber ich habe gehört, daß Sie aus London kommen.«

»Das stimmt.«

»Diese Stadt ist mein Traum.« In ihre Augen trat ein schwärmerischer Glanz. »Wirklich, Sir, ich sage das nicht nur so dahin. Irgendwann werde ich nach London gehen und das Leben genießen. Ich kenne ja alles nur aus Zeitschriften, die ich ab und zu lese. Aber in London ist Leben, da werden Trends gemacht, da ist die Szene. Musik, Mode und…«

»Arbeitslose gibt's auch dort«, fügte ich noch hinzu.

Ihr Gesicht versteinerte etwas. »Meinen Sie?«

»Ja, leider.«

»Dann raten Sie mir also ab, nach London zu gehen?«

»Ja und nein. Wissen Sie, Karen, ich an Ihrer Stelle würde erst gehen, wenn ich einen Job dort hätte.«

»Und wie bekomme ich den?«

»Es gibt Stellenvermittlungen. An die müßten Sie sich wenden.«

Ihr Blick wurde verhangen. Für einen Moment huschte die Zungenspitze zwischen den Lippen hervor. »Sie haben nicht zufällig irgendwelche Beziehungen zu diesen Stellen?«

»Nein.« Ich lachte. »Wie kommen Sie darauf?«

»Weil Sie so gut Bescheid wissen.«

»In diesem Fall allerdings nicht. Ich habe es auch nur gelesen. Ich kann Ihnen nicht einmal eine Adresse sagen.«

»Schade.« Sie hob die Schultern. »Was machen Sie eigentlich beruflich, Sir?«

»Ich reise im Moment durch meine eigentliche Heimat. Meine Eltern sind Schotten. Sie werde ich auch noch besuchen.«

»Sie machen Urlaub?«

»So ungefähr.«
»Karen, so fragt man Leute aus. Und du weißt genau, daß ich so etwas nicht leiden kann.«
Das Mädchen erschrak, als es die Stimme seines Vaters hörte, der soeben den Gastraum durch eine Hintertür betrat und mir einen Morgengruß entbot.
Ben Cullogh war ein großer Mann. Er arbeitete noch nebenher als Maurer und trug schon seine Berufskleidung. Mutter und Tochter schmissen die Herberge allein.
Ich winkte ab. »Lassen Sie nur, Mr. Cullogh. Ihre Tochter ist jung, und es ist natürlich, daß eine Stadt wie London sie interessiert.«
Cullogh, ein Mann mit grauen Strohhaaren, hob die breiten Schultern, die sich unter dem gemusterten Hemd spannten. »Ich bin dafür, daß Karen später mal den Laden übernimmt. In London geht sie unter. Dieser Moloch ist nichts für sie, der macht Menschen kaputt.«
»Das können Sie nicht so direkt sagen, Mr. Cullogh…«
»Doch, ich kann es.« Er winkte ab und verließ mit schweren Schritten den Gastraum.
Seine Tochter blickte ihm wütend nach. »Dieser alte Querkopf hat für mich kein Verständnis.«
»Wahrscheinlich hätte ich als Vater ebenso gehandelt.«
»Dann haben Sie keine Kinder?«
»Nein.«
»Sind Sie denn verheiratet?«
»Auch nicht.«
Karen lächelte und kam wieder näher. »Ich will ja nicht neugierig sein, sind Sie denn in festen Händen?«
»Können Sie schweigen?« fragte ich sie.
»Immer.«
»Ich auch!« flüsterte ich, sah, daß sie einen roten Kopf bekam und sich hastig abwandte.
Im Korb lag noch eine dunkle Brotschnitte. Während ich sie mit Butter beschmierte und die letzte Scheibe Schinken darauflegte, räumte Karen weiter auf.
Meine Gedanken aber drehten sich um Father Ignatius. Es war nicht seine Art, sich zu verspäten. Wenigstens nicht über 30 Minuten. Da konnte etwas nicht stimmen.
Schneller als gewöhnlich aß ich das Brot, spülte mit Tee nach und stand auf.
»Sind Sie fertig, Sir?« Karen lächelte schon wieder.
»Ja, Sie können abräumen.«
»Und das mit London überlegen Sie sich bitte. Ich würde sogar mit Ihnen fahren.«
»Da wäre Ihr Vater aber ganz schön sauer.«

Sie winkte ab. »Der kriegt sich auch wieder ein. Jedenfalls möchte ich hier nicht versauern.« Während ihrer Worte stampfte sie zweimal mit dem Fuß auf.

Ich nickte ihr noch einmal zu und verließ den Gastraum durch eine schmale, dunkelgestrichene Tür. Eine ebenfalls dunkle Holztreppe führte in die beiden oberen Etagen, wo die Gästezimmer lagen. Die Treppe war ebenfalls alt. Als ich über die Stufen nach oben ging, schienen sie unter der Last langer Jahrhunderte zu stöhnen.

Unsere Räume lagen in der ersten Etage. An den Wänden hingen Bilder von schottischen Künstlern, die allesamt Motive aus ihrer Heimat gemalt hatten und die Stimmung der oft weiten Moorlandschaft treffend wiedergegeben hatten.

Vor der Tür zu Father Ignatius' Zimmer blieb ich stehen und klopfte zweimal ziemlich hart.

Eine Antwort erhielt ich nicht.

Selbst wenn er noch geschlafen hätte, dieses Klopfen hätte ihn aufwecken müssen.

Mein Mißtrauen steigerte sich. Hinzu kam noch das unbestimmte Gefühl der Beklemmung. Wir waren ja nicht zum Vergnügen hier, sondern wollten eine Reihe rätselhafter Morde aufklären, für die es keine rationale Erklärung gab.

Möglicherweise hatte die Gegenseite schon reagiert und in Father Ignatius eine Gefahr für sich erkannt.

Die Zimmertür war nicht verschlossen. Ich stieß sie auf, betrat den Raum und blieb wie angewurzelt stehen.

Pater Ignatius lag rücklings auf dem Bett. Und er sah aus, als wäre er vor einer Stunde erst gestorben.

***

Mich durchzuckte der Schreck wie ein heißer Schwall. Mit wenigen Schritten hatte ich das Bett erreicht, ließ mich auf dessen Kante nieder und sah erst jetzt, daß der Pater mit beiden Händen sein altes Holzkreuz umklammert hielt.

Entweder schlief mein Freund tief und fest, oder er war bewußtlos. Ich wollte ihn jedenfalls aufwecken.

Ich füllte ein Zahnputzglas mit kaltem Wasser und ging zu Father Ignatius zurück.

Als ich ihm die ersten Tropfen ins Gesicht träufelte, zuckte er zusammen und öffnete plötzlich die Augen. Er sah mich an wie einen Fremden, schüttelte leicht den Kopf und flüsterte: »Du?«

Ich grinste schief. »Wer sonst? Du hast ja lange geschlafen, mein Lieber.«

Durch das Zimmerfenster schien die Sonne und malte einen hellen Streifen auf den Boden. In ihn schob sich der Schatten des Paters

hinein, als er sich aufrichtete, sitzenblieb und den Kopf schüttelte. Sein Haar war fast weiß geworden, aber noch immer wirkte er irgendwie alterslos mit seiner faltenlosen Haut und den etwas kantigen Gesichtszügen. Auf seine Berufskleidung, die Mönchskutte, hatte er bei diesem Einsatz verzichtet. Sie lag im Kloster St.

Patrick.

»Ich weiß nicht, was geschehen ist, John.«

»Du hast verschlafen.«

»Nein.«

»Doch!«

Er winkte unwirsch ab. »Sieh das nicht nur aus deiner Sicht, und laß mich überlegen. Es war in der Nacht, ja, es muß in der Nacht gewesen sein, als ich Besuch erhielt.«

»Von wem?«

»Ich konnte nichts erkennen, aber die Gefahr war auf einmal vorhanden. Sie ließ meine Nerven vibrieren, ich fühlte mich von etwas ungemein Bösem umzingelt. Deshalb griff ich nach dem Kreuz, konnte das Böse auch stoppen und sogar vertreiben. Aber es warnte mich oder uns.«

»Inwiefern?«

»Das muß die Nonne gewesen sein, denn sie forderte uns auf, wieder zu fahren.«

»Dabei hätte sie dich töten können.«

»Das stimmt, John, aber ich hatte mein Kreuz. Vielleicht ist sie dadurch vertrieben worden.«

»Das kann sein.«

»Jedenfalls hatte ich das Gefühl, daß sie gekommen war, um mich zu töten.«

»Womit? Kannst du dich daran erinnern?«

»Ja. Ich sah ihre Hand. Nein, das war eine fürchterliche Klaue, keine Hand, als hätte der Teufel sie persönlich an das Gelenk gepappt. Du verstehst, was ich meine?«

»So ungefähr.«

»Die Hand kam immer näher. Sie schwebte schon über meinem Gesicht und glühte auf. Dann verschwand sie plötzlich, und die bleiche Nonne war ebenfalls nicht mehr zu sehen.«

Genau um diese Nonne ging es. Ihretwegen hatten wir uns in Schottland getroffen, denn sie war eine grausame Mörderin und hatte zahlreiche Menschenleben auf dem Gewissen. Der letzte Tote stammte aus dem Kloster St. Patrick. Ein junger Mönch namens Rudy. Man hatte ihn in der Kapelle gefunden, die dicht neben dem Grab der Nonne lag, denn sie kam als Geistwesen und mordete.

Und die Kapelle sowie der Friedhof gehörten zu Watermeetings, dem Ort, den wir uns näher anschauen wollten. Der Meinung meines

Freundes nach konnten wir den Fall nur in Watermeetings aufklären.
»Sollte das alles so stimmen, wie du es erzählt hast, sind wir ja auf der richtigen Spur.«
»Es sieht so aus.« Father Ignatius erhob sich und mußte sich schnell wieder setzen, weil ihm plötzlich schwindelig geworden war. Er schüttelte den Kopf. »Diese Nacht hat doch mehr Spuren bei mir hinterlassen, als ich zugeben will.«
»Dies scheint mir auch so zu sein.«
Beim zweiten Versuch klappte es. »Weißt du, ob die Dusche frei ist?« fragte er mich.
»Du bist der letzte.«
Father Ignatius nahm ein Handtuch mit und verschwand. Ich aber trat an das Fenster und blickte in den großen Obstgarten, wo die Wirtin dabei war, auf einem freien Rasenplatz zwischen den Bäumen Wäsche aufzuhängen. Eine Idylle. Das roch hier förmlich nach Entspannung und Erholung, aber im Hintergrund lauerte der Teufel.
Es ging um eine teuflische Nonne aber um eine besondere Nonne, die Geschichte gemacht hatte. Sie war die Person, die Maria Stuart kurz vor ihrer Hinrichtung noch Trost zugesprochen hatte. Und in den Tagen zuvor hatte sie oft genug mit ihr in der Zelle gesessen und diskutiert. Einer Legende nach soll sie der Königin Elizabeth von England kurz nach dem Tode der Mary Stuart erschienen sein und schreckliche Rache geschworen haben.
Viel mehr wußte ich auch nicht.
Und jetzt, einige Jahrhunderte später, spukte der Geist der Nonne in dieser sumpfigen Umgebung. Leider blieb es nicht dabei. Man wußte von bisher fünf Opfern, die auf das Konto der Nonne gingen.
Wie viele der Sumpf möglicherweise noch verschluckt hatte, konnte niemand genau sagen. Es hatten aber Menschen überlebt. Und diese Zeugen sprachen von einer Teufelsklaue der Nonne.
Was daran stimmte, wollten Father Ignatius und ich herausfinden, und wir hofften beide, daß es uns auch gelang.
Die Zimmer hatten wir jedenfalls für eine Woche gemietet.
Der Mönch kehrte zurück. Sein Haar war noch naß, und er rieb es mit dem Handtuch trocken.
»Hast du Hunger?« fragte ich ihn.
»Nur Durst. Mein Hals ist eine kleine Wüste.«
»Es wird noch genug da sein.«
Ignatius zog sich an. Hose, Hemd und Jacke. Er unterschied sich in seiner Kleidung in nichts von einem normalen Menschen. Niemand würde auf den Gedanken kommen, einen Mönch vor sich zu haben.
»Gehen wir?«
Er nickte und schloß hinter mir die Tür. Auf der Treppe fragte er:
»Ob die Nonne auch etwas mit diesem alten Haus hier zu tun hat?«

»Wie kommst du darauf?«
»Schließlich hat sie mich besucht.«
»Da wird das Haus wohl keine Rolle gespielt haben«, gab ich zurück und räusperte mich.
Die Gaststätte war leer. Wir saßen schon, als die Wirtin aus dem Garten kam.
»Da sind Sie ja doch«, begrüßte sie Ignatius. »Möchten Sie Tee oder Kaffee zum Frühstück?«
»Tee und bitte nur eine Schnitte Brot.«
»Ich sage meiner Tochter Bescheid.« Die Mutter ähnelte stark ihrer Tochter. Sie war nur um ungefähr zwanzig Jahre älter und ziemlich gut gebaut.
Karen hielt sich in der Küche auf. Wir hörten, wie sie sich mit ihrer Mutter unterhielt.
»Es ist seltsam«, sinnierte Father Ignatius. »Da sitzt man hier und kommt sich vor wie im Urlaub.«
»Was es aber leider nicht ist.«
Er nickte. »Nur – wer vermutet hinter einer so lockeren Stimmung schon etwas so Abscheuliches wie Mord? Und ich kann dir sagen: Bruder Rudy hat man auf furchtbare Art und Weise getötet. Die Leute, die ihn fanden, waren entsetzt.«
»Dieser McFarlaine ist verbrannt?«
»Ja, bei ihm auf dem Gesicht fand man den Abdruck der Teufelsklaue. Das Sigill der Nonne.« Der Mönch sprach nicht mehr weiter, weil Karen das Frühstück brachte.
Ich lobte die Marmelade, während Karen das Gedeck vor Father Ignatius ausbreitete und dabei von ihm mit einem forschenden und gleichzeitig abweisenden Blick beobachtet wurde.
Das fiel mir sogar auf, ich sagte allerdings nichts. Karen arbeitete geschickt und wünschte dem Mönch einen guten Appetit.
Father Ignatius aß nicht. Statt dessen schaute er Karen nach, wie sie durch die Gaststätte ging.
Ich stieß ihn an. »He, was ist los? Bekommst du als Mönch auch Frühlingsgefühle?«
»Unsinn. Mir ist nur etwas aufgefallen.«
»An Karen?«
»Ja.«
Ich zog die Lippen in die Breite. »Mir auch. Die Kleine ist gut beisammen und scheint nicht ohne zu sein. Sie will sogar mit mir nach London fahren.«
»Das meine ich nicht.« Der Ernst in der Stimme meines Freundes ließ mich aufhorchen. »Sondern?«
»Das Gesicht, John, es ist das Gesicht. Ich kann mich natürlich täuschen, aber ich will einfach nicht daran glauben. Je intensiver ich

darüber nachdenke, um so sicherer werde ich.« Beim nächsten Satz senkte er die Stimme. »Dieses Mädchen, John, hat das gleiche Gesicht wie die Nonne mit der Teufelsklaue!«

***

Zuerst wollte ich den Zeigefinger heben und gegen die Stirn tippen, ließ es aber bleiben, weil ich den ernsten Ausdruck im Gesicht des Paters sah. Das war kein Spaß.

»Bist du dir sicher?« fragte ich.

»Fast.«

Ich lehnte mich zurück, während sich mein Gegenüber Tee einschenkte und einen Schluck probierte. Dann bestrich er eine Schnitte Brot mit Butter und häufte die so von mir empfohlene Marmelade darauf.

Ich ließ ihn erst zu Ende essen, bevor ich eine Frage stellte. »Wenn deine Vermutung tatsächlich stimmen sollte, müßte es für diesen Vorgang auch eine Erklärung geben.«

»Bestimmt.«

»Willst du das Mädchen fragen?«

»Nein, John, auf keinen Fall. Das wäre verkehrt. Ich möchte diese Karen jedoch unter Kontrolle behalten, und deshalb werden wir am späten Nachmittag wieder hierher zurückkehren. Jetzt sage ich noch nichts.«

Ich hob die Schultern. »Das ist deine Entscheidung. Ich halte mich da raus.«

»Die Nonne soll jung gewesen sein, die Maria Stuart in ihren letzten Stunden Trost zugesprochen hatte«, murmelte Father Ignatius.

»Wurde sie eigentlich verehrt?«

»Nein, nie. Um sie hat sich immer ein gewisses Geheimnis gerankt. Diese Nonne war den Menschen nicht geheuer. Wieso das so gewesen ist, weiß ich auch nicht.«

»Dann weißt du auch nicht, weshalb sie eine Teufelsklaue hat oder haben soll.«

»So ist es.«

Father Ignatius trank noch eine Tasse Tee. Ich rauchte derweil meine Morgenzigarette und blickte den graublauen Wolken nach, die sich in der Luft verteilten.

Mit gemischten Gefühlen war ich in diese einsame Gegend gefahren und hatte eigentlich Father Ignatius nur einen Gefallen erweisen wollen. Außerdem stellte er meine geweihten Silberkugeln her und hatte mir wieder Munition mitgebracht. Jetzt aber war ich froh, nach Schottland gefahren zu sein.

Ignatius stand auf. »Können wir?« fragte er.

»Ich habe nichts dagegen.«

Da wir die einzigen in der Gaststätte waren, brauchten wir uns auch nicht zu verabschieden.

Mein Leih-Rover parkte vor dem Haus. Für einen neuen Bentley hatte ich immer noch kein Geld. Father Ignatius hatte gestaunt, daß ich ohne den Silbergrauen gekommen war. Noch am späten Abend hatte ich ihm davon berichtet, wer den Wagen zerstört hatte, und ich hatte ihm auch weitere Karten offen auf den Tisch gelegt und dabei über meine verschiedenen Leben gesprochen. Inzwischen war ich sogar sicher, als König Salomo gelebt zu haben, denn auch er war der Träger meines Kreuzes gewesen.

Bei Richard Löwenherz und Hector de Valois verhielt es sich ebenso. Nur bei Vera Mönössy, einer alten Zigeunerin, war ich mir nicht sicher. Ich glaubte nicht daran, daß ich sie gewesen war, schließlich hatte sie gleichzeitig mit mir gelebt. Zudem hatte sie das Kreuz auch gar nicht eingesetzt, sondern es nur in Verwahrung gehabt.

Ich schloß den Wagen auf und ließ Pater Ignatius einsteigen.

Dann öffnete ich auch meine Tür – der Rover war ein älteres Modell ohne Zentralverriegelung – und blickte noch einmal an der dicht bewachsenen Hausfront des Gasthofs hoch.

In der ersten Etage standen zahlreiche Zimmerfenster weit offen.

Und an einem Fenster stand Karen Cullogh.

War es ein Lächeln oder ein böses Grinsen, das auf ihrem Gesicht lag? Oder hatte mich ganz einfach die Sonne geblendet? So genau konnte ich das nicht feststellen.

Jedenfalls hob Karen ihren rechten Arm und winkte mir mit einer völlig normalen Hand zum Abschied zu, bevor sie sich abwandte und in das Zimmer zurücktrat.

Ich nahm hinter dem Lenkrad Platz.

»Sie ist so harmlos, nicht wahr?« fragte Ignatius.

»Das kann man sagen.«

»Ich habe es im Spiegel gesehen. Der Wagen parkte günstig. Aber täusche dich nicht, John. Hinter manchem Engelsgesicht hat sich schon die Fratze des Teufels verborgen…«

***

Friedhöfe wirkten auf mich nicht gerade einladend, da machte auch der von Watermeetings keine Ausnahme.

Wir waren durch den Ort und direkt zu unserem Ziel gefahren, wo wir uns das Grab der Nonne einmal ansehen wollten. Auch wenn sie eine der letzten Begleiterinnen der schottischen Königin Maria Stuart gewesen war, so hatte sie historisch doch keine Rolle gespielt, weil der Stuartsche Schatten einfach zu groß gewesen war.

Selbst Schiller hatte sie in seinem Drama nicht erwähnt, und so hatten sich um die Nonne die entsprechenden Legenden ranken

können.

Schon oft genug hatte ich erleben müssen, daß Legenden plötzlich gar keine mehr waren und zu gefährlichen Tatsachen wurden, die mich manchmal an den Rand des Grabs gebracht hatten.

Hier ging es uns um eine bestimmte Gruft, die wir näher untersuchen wollten.

Vor dem Friedhofstor ließ ich den Rover ausrollen. Als wir ausstiegen, rochen wir die Nähe des Sumpfes. Der Geruch von Fäulnis und Verwesung wehte uns entgegen, aber der Blick auf den Sumpf wurde uns von großen Bäumen genommen.

Das Tor stand offen.

Dicht dahinter sahen wir eine Schubkarre, auf der zwei Schaufeln und eine Harke lagen. Bevor wir den Friedhof betraten, erschien ein Mann in blauer Arbeitskleidung. Er wollte sich bücken und nach den Griffen der Schubkarre fassen, als er uns sah und stehenblieb.

Wir grüßten freundlich. Der schon ältere Mann nahm seine Schiebermütze ab und wischte mit einem Tuch über die hohe Stirn.

»Was wollen Sie denn hier?«

»Uns einmal umsehen«, sagte der Mönch.

»Gehören Sie zu den Handwerkern in der Kirche?«

»Nicht direkt«, sagte ich.

»Dann sind Sie von der Polizei?«

Diesmal stimmte ich ihm zu.

»Schon wieder dieser Mord!« stöhnte er. »Wann faßt ihr endlich den Täter?«

»Wenn wir wissen, wer es ist.«

Der Mann rieb über seine dicke Nase. »Ich wüßte ja schon Bescheid«, sagte er.

»Dann wissen Sie mehr als wir.«

»Klar, das war die Nonne mit der Teufelsklaue.« Er hatte seine Stimme gesenkt. »Glauben Sie mir. Ein anderer Killer kommt für eine solche Tat überhaupt nicht in Frage.«

»Wenn Sie das sagen…«

Er nickte uns zu. »Ich weiß Bescheid. Aber ihr Polizisten glaubt ja nur das, was ihr seht.«

»Haben Sie die Nonne denn gesehen?«

»Nein«, erwiderte er erstaunt. »Nicht ich, aber ein Bekannter von mir. Der ist vielleicht geflüchtet, als er sie entdeckte, kann ich Ihnen sagen. Die muß schlimm ausgesehen haben.«

»Wie denn?«

Der Arbeiter hob die Augenbrauen. »Na, wie eine Nonne aussieht. In weißer Tracht, bleich wie der Tod, und dann ihre linke Hand! Das war eine rote Teufelsklaue!«

»Kennen Sie den auch?« fragte ich.

Da fühlte sich der Mann auf den Arm genommen, packte die Griffe und zog mit seiner Karre ab.

»Den hast du bis in die Steinzeit beleidigt«, sagte Father Ignatius.

»Ich wollte nur nicht gestört werden. Komm, sehen wir uns die Gruft mal näher an.«

Wir betraten den Friedhof und gelangten in diese stille, manchmal unheimliche Welt der Toten.

Ich hatte schon prächtige Friedhöfe kennengelernt, vor allen Dingen in den südlichen Ländern. Ich kannte allerdings auch völlig verwilderte Totenacker, eine Heimat für Ghouls und Zombies.

Dieser hier war nicht verwildert oder verkommen, aber auch nicht prächtig. Er lag so etwa in der goldenen Mitte.

Beide kannten wir den Friedhof nicht. So mußten wir uns zunächst orientieren.

Wie bei allen – auch größeren – teilte ein breiter Weg ihn in zwei Hälften. Rechterhand lag die Kapelle versteckt hinter hohen Erlen, auf dessen Blattwerk das Licht der hellen Sonnenstrahlen fiel und sie manchmal golden glänzen ließ, wenn sie vom leichten Wind bewegt wurden.

Eine völlig normale Atmosphäre, die nichts Unheimliches an sich hatte. Dennoch blieb bei mir ein drückendes Gefühl zurück. Mir gingen die Worte meines Freundes nicht aus dem Kopf. Das Mädchen Karen sollte das gleiche Gesicht gehabt haben wie die unheimliche Nonne, die ihn in der Nacht besucht hatte.

Eine Täuschung?

Es hatte eigentlich keinen Sinn, sich Gedanken über dieses Problem zu machen. Wichtig war es jetzt, das Grab der rätselhaften Nonne zu finden.

Der Blick zur linken Seite des Friedhofs war relativ frei. Dort befanden sich die meisten Grabreihen. Sie sahen fast alle gleich aus, selbst die Grabsteine glichen sich in den meisten Fällen. Die Steinkreuze waren in der Überzahl. Nur manchmal wurde ihre Reihe von schrägstehenden Platten unterbrochen.

»Eine Gruft sehe ich da nicht«, sagte Pater Ignatius. »Versuchen wir es auf der anderen Hälfte.«

Dort stand die Kapelle.

Sie sollte von innen ausgebessert werden. Den toten Mönch hatte man neben einer Leiter gefunden. Es war schwer gewesen, ihn zu identifizieren.

Die Nonne mit der Teufelshand arbeitete mit allen Tricks. Sie tötete nicht allein mit ihrer Klaue, nein, sie nahm auch noch Hilfsmittel in Anspruch.

Hohe Erlen bildeten eine Dreiergruppe vor der Kapelle. Die Bäume verwehrten die Aussicht auf die älteren Gräber. Erst als wir unter den

Zweigen hergeschritten waren, sahen wir die Gruften.

Man konnte sie als kleine Häuser bezeichnen. Nicht sehr aufwendig wie die Gruften auf den Friedhöfen der Prominenten. Wer hier beerdigt wurde, der stammte aus dem Dorf, und in Watermeetings gab es nun mal keine Millionäre.

Father Ignatius war nicht mehr zu halten. Er glich schon einem Spürhund. Noch vor mir hatte er die drei Gruften erreicht und wurde bei der fündig, die rechts außen stand.

»Das ist sie.«

Ich ging zu ihm. Er stand vor einem kleinen grauen Haus, das ein flaches Dach hatte. Viele dieser Totenhäuser, die ich kannte, waren mit Kreuzen verziert worden oder zumindest mit Bibelsprüchen.

Das hier zeigte nichts dergleichen.

Ich entdeckte auch nichts Auffälliges, als ich einmal um das Totenhaus herumgeschritten war, blieb neben Ignatius stehen und hob die Schultern. »Tut mir leid, Spuren sind keine zu finden.«

»Zeugen behaupten, daß die Nonne schwebt, wenn sie sich bewegt.« Er deutete den Abstand mit seinen Händen an. »Ungefähr so dicht über dem Boden.«

»Und wie kommt sie raus?« Ich deutete auf die Tür, die mit alten Eisenbeschlägen verziert war.

»Vielleicht schafft sie es, durch Wände und Mauern zu gehen.«

»Möglich.«

»Was willst du machen? Die Tür aufbrechen?«

»Bleibt uns eine andere Möglichkeit?« Ich sah mir das Schloß an.

Wie nicht anders zu vermuten, war es verrostet. Wenn wir die Tür öffnen wollten, mußten wir sie aufstemmen.

Eine Klinke war ebenfalls vorhanden. Ich drückte das schwere Eisenstück nach unten und stellte fest, daß es den eigentlichen Mechanismus nicht mehr gab. Die Klinke diente mehr als Attrappe.

Father Ignatius hatte mich allein gelassen. Als er zurückkam, hielt er Spitzhacken in den Händen. »Die habe ich vor der Kapelle gefunden.« Er grinste. »Manchmal ist es doch besser, wenn Handwerker ihr Werkzeug nicht mitnehmen.«

Wir versuchten es gemeinsam und benutzten die Hacken als Hebel. Es war gar nicht so schwierig, die Tür aufzustemmen. Ein paarmal mußten wir noch nachdrücken, dann hatten wir die Tür offen. Zwar schrammte sie über den Boden und ließ sich auch nicht ganz aufstoßen, aber ein Spalt, so groß, daß Menschen hindurchgehen konnten, blieb.

Wir ließen die Hacken fallen und drückten uns durch den Spalt.

Es war eine kleine Gruft, die wir betreten hatten, aber auch in ihrem Innern hatte sich jene Atmosphäre erhalten, die mich an Tod, Grab und Vergänglichkeit erinnerte.

Einen Sarg fanden wir nicht, dafür eine Klappe im Boden. So etwas hatte ich schon mehrmals gesehen.

Ich deutete schräg nach unten. »Der Sarg wird darunter liegen.«

»Oder das, was von ihm übriggeblieben ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Fast bin ich davon überzeugt, daß man die Nonne in einem Steinsarg begraben hat. Das war doch früher so üblich, wenn die Leute etwas Besonderes waren. Daß die Nonne dies gewesen ist, davon gehe ich aus, sonst hätte man sie nicht in die Nähe der Maria Stuart gelassen.«

Die Klappe bestand aus schwerem Eisen. Staub und Dreck lagen darauf. Wir würden es kaum schaffen, sie hochzustemmen, aber der Pater holte wieder die Hacken.

Erneut benutzten wir sie als Hebel.

Diesmal hatten wir größere Schwierigkeiten, den verdammten Deckel aufzustemmen. Als er stand, waren wir beide schweißgebadet.

Modergeruch drang uns entgegen. Es war nicht größer als ein normales Grab, vielleicht ein wenig breiter, und wir sahen auch den Sarg.

»Tatsächlich aus Stein!« flüsterte Ignatius. »Dann muß sie etwas Besonderes gewesen sein.«

»Und wie.« Ich stand schon an der Kante und hockte mich nieder.

»Den Inhalt sehe ich mir mal genauer an.«

Als ich zur Hacke griff, fiel mir etwas auf. Äußerlich hatte sich an dem alten Sarg nichts verändert, dennoch war etwas anders geworden.

In seinem Innern herrschte eine gewisse Unruhe.

Ich legte mein Ohr auf den Steindeckel, um besser hören zu können. Der Mönch beobachtete mich dabei gespannt und fragte, als ich mich wieder aufrichtete: »Was ist denn, John?«

»Ich weiß es auch nicht, aber ich habe das Gefühl, als würde im Sarg eine gewisse Unruhe herrschen.«

»Wie das?«

»Es ist komisch, aber das habe ich auch noch nie erlebt. Wenn sich ein Vampir in einem alten Sarg befindet, verhält er sich zumindest ruhig. Für einen Zombie gilt das gleiche, aber wer immer sich in der Totenkiste aufhält, der ist nicht still und macht Theater.«

»Eine ungewöhnliche Nonne«, bemerkte der Pater.

»Bestimmt.«

»Soll ich dir helfen?«

»Ich versuche es zunächst mal allein.« Den Griff der Hacke hielt ich längst umklammert. Um den Raum zwischen Deckel und Unterteil erkennen zu können, mußte ich zunächst noch Schmutzschichten wegschaben, dann hatte ich eine Stelle gefunden, wo ich ansetzen konnte.

Father Ignatius beobachtete mich. Er kniete neben dem Grab und

schaute in die Tiefe. Sein Gesicht war angespannt. Vielleicht standen wir nach dieser Sargöffnung direkt vor der Lösung des Rätsels.

»Hörst du immer noch etwas?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, jetzt ist es ruhig.«

»Vielleicht hast du dich getäuscht.«

»Kann auch sein«, gab ich zu, obwohl ich davon nicht überzeugt war.

Eine Spitzhacke als Hebelwerkzeug in der Enge eines Grabes zu benutzen, ist gar nicht so einfach. Wenn ich sie endlich angesetzt hatte, stieß ich mit dem Ellbogen gegen den Grabrand und auch mit dem Ende des Hackenstiels.

Ein paarmal rutschte ich ab, bis ich die Spitzhacke schräg ansetzte und so einen Ansatz gefunden hatte.

Einige Male hebelte ich, hörte das Knirschen, roch und schmeckte Staub, und als sich das Knirschen verstärkte, sah ich, daß sich endlich der Deckel bewegte.

Ich ließ nicht locker und war schließlich soweit, daß ich den Deckel anheben konnte. Eine zweite Hacke setzte ich an einer anderen Stelle an.

»Läßt sich der Deckel bewegen?« fragte Father Ignatius.

»Das hoffe ich doch.«

Der Mönch hatte noch etwas sagen wollen, als wir plötzlich die hohl klingende Stimme hörten, die durch die Gruft schwang. Den Sprecher oder die Sprecherin entdeckten wir nicht. Sie mußte sich irgendwo verborgen haben, oder sie war ein Geist.

»Wer die Ruhe der Toten stört, wird selbst nie Ruhe finden…«, klang es. »Grabschänder sollen eine Beute des Teufels werden. Ihr habt geschändet. Der Satan wartet auf euch …«

Father Ignatius hatte sich schneller gefangen als ich. Er stand jetzt neben dem Grab und drehte sich langsam um die eigene Achse. Seine Hand hielt das alte Holzkreuz umklammert. »Wer bist du? Zeig dich, wenn du in der Nähe lauerst. Bist du die Nonne aus der alten Zeit?«

»Wer ich bin, das sage ich nicht. Aber ihr seid Grabschänder, euch steht der Tod bevor…«

Die Stimme verhallte, und nicht nur Father Ignatius hatte eine Gänsehaut bekommen. Mir war ebenfalls ziemlich mulmig zumute, so daß ich einige Male schlucken mußte.

»Willst du trotz der Warnung weitermachen, John?«

»Sicher, der Sarg ist offen.«

»Dann sag mir, wer darin liegt.«

Ich lachte und hob die Hand. »Nicht so voreilig, mein Lieber. Du wirst es früh genug sehen.«

Ignatius wollte nicht mehr am Grabrand stehenbleiben. Er rutschte in die Tiefe und blieb mir gegenüber stehen. Nur die steinerne Totenkiste trennte uns. Sie war hoch, und das wunderte mich, denn

normalerweise wurden die Särge viel niedriger gebaut.
Die Nonne mußte etwas Besonderes gewesen sein.
Father Ignatius nickte mir zu. »Sollen wir den Deckel anheben?«
»Ja, du gibst ja sonst keine Ruhe.«
»Ich will endlich wissen, wen man in diesem verfluchten Sarg begraben hat.«
Gemeinsam machten wir uns an die Arbeit. Es war wenig Platz, wir mußten den Deckel zu einer Seite hin kippen.
In Strömen lief uns der Schweiß über die Gesichter. Wir hatten den Sargdeckel endlich so hoch, daß wir in das Unterteil blicken konnten.
Schatten sahen wir…
»Noch ein kleines Stück!« keuchte der Mönch. Er strengte sich unheimlich an und hebelte den steinernen Sargdeckel zu mir rüber.
Um nicht davon getroffen zu werden, glitt ich ans Fußende.
Der Deckel kippte. Er schlug mit der Kante gegen die Innenwand und blieb in einer schrägen Lage stehen.
Endlich konnten wir hineinschauen.
Da passierte es!
Wir hatten sie nicht gesehen, weil sie sich in der dunkelsten Ecke zusammengeballt hatten. Nun aber waren sie frei und so verdammt schnell. Sie sprangen hoch, und als die ersten dicht vor meinem Gesicht erschienen, erkannte ich sie.
Es waren Ratten!

***

In der Küche blieb Karen Cullogh stehen und schaute ihrer Mutter zu, die neben dem großen Holztisch stand und Wäsche zusammenfaltete. »Ich habe alles aufgeräumt.«
Mrs. Cullogh hob den Kopf. »Auch die Zimmer?«
»Ja.«
Sie sah auf die Uhr und dann ihre Tochter an. »Du warst sehr schnell heute.«
»Am Morgen ist es noch kühler.«
Mrs. Cullogh lächelte. »Oder hast du etwas vor?«
Karen hob die Schultern. »Sollte ich das denn haben?«
»Es wäre zumindest nicht das erstemal. Außerdem bleibt Dad über Nacht weg. Er hat einen Auftrag übernommen, der ihn länger aufhält. Wenn er nicht da ist, bist du doch nicht zu halten.«
»So darfst du das nicht sehen.«
»Das ist nun mal so.«
»Nein, ich mag es eben nicht, wenn man mich gängelt. Ich bin schließlich erwachsen.«
Helen Cullogh ließ den Blick über den wohlproportionierten Körper ihrer Tochter gleiten. »Das sehe ich, mein Kind.« Sie legte eine

zusammengefaltete Decke in den viereckigen Korb. »Ich habe auch gehört, daß du weg willst.«
»Hat Dad dir das erzählt?«
»Ja. Er sprach davon, daß du einen unserer Gäste gefragt hast, ob er dich mit nach London nimmt.«
Karen lachte. »Ist das denn so schlimm? Du weißt doch selbst, daß es mir hier nicht gefällt. Watermeetings ist das letzte Kaff. Ich brauche etwas anderes. Frischen Wind.«
»In London?«
»Ja, dort ist was los.«
»Wie leicht kann man dort unter die Räder kommen.«
»Ich nicht.«
Helen stemmte die Hände auf den Tisch. »Was glaubst du, wie viele Mädchen das schon gesagt haben? Sie fuhren weg und kamen unter die Räder.«
»Dann sind sie selbst schuld.«
»Das glaube ich nicht. Die Stadt ist ein Moloch. Auch ich habe einiges über London gelesen. Ich glaube, daß viele Mädchen in deinem Alter froh wären, wenn sie so große Aussichten hätten wie du.«
Karen lachte leise. »Welche Aussichten denn?«
»Du kannst hier die Pension übernehmen.«
»Und schuften.«
»Ohne Fleiß kein Preis.«
»Das habe ich bei euch gesehen. Ihr arbeitet von morgens bis abends, habt nie Urlaub gemacht, nein, das ist nichts für mich, Mutter. Tut mir leid.«
»Was willst du machen?«
»Heute?«
»Ja.«
Karens Augen nahmen einen gewissen Glanz an. »Ich wollte eigentlich in die Stadt gehen.«
»Ins Dorf?«
»Natürlich.«
»Und dann?«
Sie hob die Schultern. »Mal sehen, was da läuft. Ich muß mir auch noch etwas kaufen.«
Mrs. Cullogh wußte, daß sie ihre Tochter nicht aufhalten konnte, und fragte nur: »Wann bist du wieder zurück?«
»Wann soll ich denn?«
»Bleib nicht zu lange. Die Gäste treffen meistens am Nachmittag ein. Da werden sie hungrig sein.«
»Nein, durstig.«
»Jedenfalls müßtest du bedienen.«
»Okay, Mutter, das geht schon in Ordnung. Bis später dann.« Sie

drehte sich um und verließ die Küche. Ihre Mutter sah nicht mehr das Lächeln auf ihren Lippen.

Wenn Karen den Ort besuchte, ging sie nie zu Fuß. Ein Fahrrad stand hinter dem Haus. Sie schwang sich in den Sattel, winkte ihrer Mutter, die am Küchenfenster stand, noch einmal zu und fuhr davon.

Erst auf der Straße begann sie mit ihrem Gespräch. »Nein!« flüsterte sie. »Nein, Bethsame, du brauchst keine Angst zu haben. Ich lasse dich nicht im Stich. Ich werde dir gehorchen, ich werde dich führen, wenn auch du mir hilfst.«

Sie duckte sich dabei tiefer über das Lenkrad und wurde vom Fahrtwind umweht. Dabei hatte sie das Gefühl, die Stimme der Nonne zu hören, die sich mit dem Rauschen des Windes vereinigte.

Karen wußte genau, daß es sie gab, aber sie hütete sich, mit anderen darüber zu sprechen.

Die Straße war leer, so konnte sie mitten auf der schmalen Fahrbahn radeln. Zu beiden Seiten standen Bäume, zwischen denen Unterholz wuchs. Die höheren Berge in der Ferne waren nicht zu sehen, denn davor lag noch das weite Sumpfgebiet.

Karen hatte versucht, sich an einen der Polizisten heranzumachen.

Sie mißtraute ihnen. Die waren aus London gekommen, um den Fall aufzuklären, und sie wußte, daß die Männer von einem anderen Kaliber waren als die Konstabler aus den Dörfern.

Besonders der jüngere, blonde Mann hatte ihr nicht gefallen. Auf den mußte sie achten, denn von ihm ging eine gewisse Gefahr aus.

Vielleicht sollte sie ihn ausschalten.

Karen hatte ihre Mutter belogen. Sie fuhr nicht ins Dorf. Ihr Ziel lag woanders. Mit einem Auto hätte sie die Abkürzung nicht nehmen können, aber mit dem Fahrrad kam sie durch. Sie schlug sich an der rechten Straßenseite in den Wald, mußte das Rad erst schieben und erreichte nach Durchdringen des Unterholzes endlich den schmalen Pfad, der in einem weiten Bogen um den Ort herum und zum Moor führte. Auf dem Weg kam man aber auch zum Friedhof!

Dort genau hatte sie den ersten Kontakt zur Nonne aufgenommen. Schon Wochen zuvor hatte sie immer ihren Ruf vernommen, war ihm aber erst später gefolgt.

Auch an diesem Morgen wollte sie wieder mit ihr reden und über die Ankömmlinge sprechen.

Die Radelei fiel ihr schwer. Der Weg war feucht und uneben.

Manchmal, wenn sie nach links schaute, konnte sie einige Hausdächer sehen. Dort lag der Ort, in dem sie sich vorläufig nicht blicken lassen wollte.

Es dauerte nur Minuten, dann hatte sie ihn passiert. Der Weg beschrieb einen fast rechten Winkel und führte jetzt geradewegs auf den alten Friedhof zu.

Die Mauer war nicht überall vorhanden. An einigen Stellen war sie eingerissen, so daß Karen fast über das gesamte Gelände schauen konnte, bis zum Eingangstor.

Und das stand offen.

Sofort bremste Karen ab. Mißtrauen stieg in ihr hoch. Sie wußte, daß die Handwerker an diesem Tag nicht arbeiteten, und auch der alte Totengräber lief am Morgen kaum auf dem Friedhof herum.

Also waren andere Menschen da.

Karen stellte sich in die Pedalen, reckte noch ihren Hals und sah vor dem Eingang den Rover.

Diesen Wagen kannte sie. Er gehörte dem blonden Mann aus London. Was hatten er und sein Begleiter auf dem Friedhof zu suchen?

Wußten sie vielleicht um das Geheimnis des Grabs?

Das Mädchen spürte ein Kribbeln auf seinem Rücken. Sie stieg ab und lehnte das Fahrrad an die Friedhofsmauer. So konnte es wenigstens nicht entdeckt werden.

Auch sie sollte man nicht sehen, deshalb duckte sie sich und blieb in Deckung, als sie den Friedhof betrat.

»Keine Angst, Bethsame«, flüsterte sie, »ich werde dich beschützen, meine Teure…«

***

Ratten also!

Widerliche, hungrige, fette Ratten, die in dem Steinsarg wohl nur darauf gewartet hatten, daß ihn irgend jemand öffnete. Das waren ausgerechnet wir gewesen.

Wie Father Ignatius reagierte, konnte ich nicht sehen, weil ich genug mitmir selbst und der Abwehr dieser verdammten Biester zu tun hatte. Sie sprangen mich zwar nicht alle an, aber die drei, die es taten, reichten.

Ihre Zähne hackten in den dünnen Stoff der Leinenjacke, und ich mußte einer Ratte das Genick brechen, um sie überhaupt abzuschütteln. Sie fiel wieder in den Sarg.

Die anderen aber sprangen oder krabbelten hoch, um das Grab zu verlassen.

Wir hatten vorläufig Ruhe. Ob sie die Gruft verlassen hatten, konnten wir nicht sehen.

»Verdammt!« Ich hörte Father Ignatius schimpfen. »Das hat mir überhaupt nicht gefallen.« Er hob einen Arm und zeigte mir seinen blutenden Handrücken. »Wie kamen die Ratten in den Sarg?«

Ich hob die Schultern. »Du wirst sie schlecht fragen können, aber es würde mich auch interessieren.« Diesmal hatte ich Zeit genug, um die kleine Lampe hervorzuholen. Sie war sehr lichtstark, und ich leuchtete den Sarg aus.

Er war leer.
Nicht einmal Knochenreste sahen wir, auch keine Asche.
»Das verstehe, wer will, ich nicht.«
Mein Lächeln fiel schmal aus. »Die Nonne scheint uns hier einen kleinen Streich gespielt zu haben.«
»Vielleicht ist der Streich schon bei ihrem damaligen Begräbnis begangen worden!« vermutete mein Freund.
»Kann sein.«
»Und wer hat die Ratten in den Sarg gesteckt?«
»Frag mich was Leichteres«, erwiderte ich.
Da der Mönch mir keine Antwort gab, blieb es zwischen uns ziemlich still. Wir lauschten und hörten über uns das Trippeln der kleinen Rattenfüße. Diese verfluchten Biester tobten sich in der Gruft noch aus. Zum Glück sprangen sie uns nicht an.
Father Ignatius machte den Anfang. Er stieg zuerst auf den Sargrand. Von dort hatte er es leichter, die Gruft zu verlassen. Die Spitzhacke nahm er mit.
Ich leuchtete noch einmal den Sarg ab, hatte aber nichts übersehen und hörte den Mönch reden.
»Die Biester sind noch da. Hocken in einer Reihe vor der Tür und sehen verflixt hungrig aus.«
»Beweg dich nicht, ich komme!«
So wie der Pater es mir vorgemacht hatte, kletterte auch ich aus der Gruft. An deren Rand blieb ich stehen und schaute auf die Innenseite der Eingangstür.
Es stimmte.
Da hockten die fetten Ratten in einer Reihe und starrten uns an.
Mich überlief es kalt.
»Wenn sie springen, nehme ich die Hacke«, sagte der Mönch. Er hielt sie bereits schlagbereit und ließ die Tiere ebensowenig aus den Augen wie sie ihn.
Die Tür stand offen. Von draußen her fiel auch ein Lichtstreifen in die Gruft, durch den plötzlich ein Schatten huschte. Nur für einen kurzen Moment, aber die Zeitspanne hatte mir gereicht.
Ich kam nicht mehr dazu, meinen Freund zu warnen, denn jemand stemmte sich von außen gegen die Tür.
Im selben Augenblick sprangen auch die ersten Ratten.
Ich handelte.
Es war eine Verzweiflungstat, als ich den Biestern entgegensprang und dabei den rechten Arm vorschleuderte. In der Hand hatte ich die Spitzhacke, die ich nun einsetzte. Sie traf genau in dem Moment den Spalt, als die Tür zugedrückt werden sollte.
Der Griff sperrte, die Tür blieb offen.
Ich rutschte fast auf einer Ratte aus, aber ich kam zur Tür durch, riß

sie auf und hörte noch die schnellen Schritte, die sich entfernten.

Wer es gewesen war, sah ich nicht. Das interessierte mich im Moment auch nicht, da die Ratten wichtiger waren.

Ich hatte die Spitzhacke aufgehoben, drehte mich wieder um und schaute in die Gruft.

Father Ignatius lehnte an der hinteren Wand vor dem offenen Grab. Er kämpfte gegen die Rattenbrut und schlug mit dem Mute der Verzweiflung um sich.

Einige Körper waren von der Spitzhacke schon erwischt worden.

Sie lagen bewegungslos am Boden.

Andere jedoch waren schneller und gewitzter. Zwei Ratten hatten sich bereits an der Kleidung des Paters festgebissen. Da er sich um weitere kümmern mußte, konnte er die beiden nicht abschütteln.

Ich eilte ihm zu Hilfe.

Ich besitze zwar keine Routine im Umgang mit einer Spitzhacke, aber nach einigen Versuchen hatte ich zwei Ratten erledigt und dem Pater dazu verholfen, daß er die beiden von seiner Kleidung streifen konnte. Eine zertrat er mit dem Fuß, die andere wurde von einem wuchtigen Schlag der Hacke geteilt.

Drei Ratten flohen aus der Gruft auf den Friedhof.

Schweratmend kam Father Ignatius zu mir. »Mein lieber Schwan, das möchte ich auch nicht jeden Tag erleben.«

»Frag mich mal.«

Er zog den Mund schief und blickte an sich hinab. Die Zähne der Nager hatten Spuren hinterlassen. Er blutete an einigen Stellen und sprach voller Galgenhumor: »Hoffentlich waren sie nicht infiziert.«

»Damit mußt du rechnen.«

Er wechselte das Thema. »Ich habe zwar nicht viel mitbekommen, aber jemand wollte den Eingang schließen, nicht?«

»Ja.«

»Dann hätten wir gut ausgesehen.«

»Eben.«

»Hast du einen Verdacht, John?«

Ich ließ meine Blick kreisen. Weit konnte ich nicht sehen. Die hohen Erlen und auch die Mauern der Kapelle nahmen mir einen großen Teil der Sicht. »Keinen konkreten«, erwiderte ich.

Father Ignatius nickte gedankenverloren. »Aber ich.« Er vollführte eine Handbewegung. »Denk mal daran, was ich dir gesagt habe. Das Mädchen in der Pension ähnelte der Nonne, die mich in der Nacht besuchte.«

»Du gehst jetzt davon aus, daß Karen Cullogh uns hatte einsperren wollen.«

»Natürlich.«

Ich hob die Schultern. »Das kann stimmen, muß aber nicht.«

Father Ignatius lachte. »Dir gefällt die Kleine, das habe ich schon gesehen…«

»Unsinn, die ist viel zu jung für mich. Sie will unbedingt nach London, das allein ist ihr großer Traum. Was sollte sie da mit dem Geist einer Nonne im Sinn haben?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich weiß nur, daß mit dem Grab einiges nicht in Ordnung ist und daß ich Schwierigkeiten habe, den Fall überhaupt zu begreifen. Hat man tatsächlich damals Ratten begraben und die Nonne außen vor gelassen?«

»Wenn ja, welchen Grund gab es?«

»Weiß ich nicht.«

»Wo könnten wir mehr erfahren?«

»Vielleicht im Ort selbst.«

»All right, gehen wir.«

Zuvor aber suchten wir wie die alten Trapper nach Spuren, die unser geheimnisvoller Gegner möglicherweise hinterlassen hatte.

Der Boden war mit Gras bewachsen und auch weich, Abdrücke hätten zu sehen sein müssen, aber kaum ein geknickter Grashalm fiel ins Auge.

»Vielleicht war es der Geist der Nonne!« vermutete Ignatius.

»Möglich ist alles. Nur – spukt sie auch tagsüber?«

»Keine Ahnung.«

»Was hat dir Rudy denn noch erzählt?«

»Nichts«, erwiderte Father Ignatius. »Er kam nicht mehr dazu. Ich wußte nur, daß er fahren wollte, um einen gewissen Jack McFarlaine zu treffen. Der hat den Spuk angeblich gesehen.«

»McFarlaine«, murmelte ich. »Das war ein Förster, nicht wahr?«

»Ja, Wildhüter nannte er sich.«

»Lebte er allein?«

»Soviel ich weiß, nicht.« Father Ignatius überlegte scharf. »Er war aber nicht verheiratet. Seine ältere Schwester hat noch mit im Haus gelebt und ihn versorgt.«

»Vielleicht weiß sie mehr über die Hintergründe des Falls. Wir sollten ihr einen Besuch abstatten.«

»Wie du willst.«

»Und wo wohnt sie?«

»Keine Ahnung, John, aber das werden wir leicht herausfinden. Es kostet uns nur einen Anruf.«

Wir gingen den gleichen Weg wieder zurück und waren sehr vorsichtig. Aber es gab niemand, der uns angegriffen hätte. Auch die drei letzten Ratten sprangen uns nicht an.

Vom Sumpf her trieb der Wind uns einen widerlichen Fäulnisgeruch entgegen. Die Luft drückte stark. Der Himmel war bedeckt.

Schon in den Morgenstunden hatte die Schwüle zugenommen.

Spätestens am Abend rechnete ich mit einem Gewitter.

Das Tor stand offen. An unserem Wagen hatte sich auch niemand zu schaffen gemacht, und so stiegen wir ein und fuhren ab.

Daß uns ein Augenpaar aus sicherer Deckung dabei beobachtete, sahen wir nicht…

***

Zehn Stunden zuvor!

Jennifer McFarlaine hatte nach ihrer Scheidung den Mädchennamen wieder angenommen und war zu ihrem Bruder gezogen, um sich um ihn zu kümmern. Von einem Ehepartner hatte sie zunächst einmal die Nase voll. Man hatte sie hintergangen und betrogen. Zuletzt waren noch ihre Ersparnisse verschwunden.

In einem Jahr wurde sie 40, und sie hatte ihren Bruder schon früher immer als den Kleinen gesehen. Im Alter hatte sich dies auch nicht geändert, und sie las ihm jeden Wunsch von den Augen ab.

Die beiden kamen prächtig miteinander aus, und es hatte Jennifer wie ein Donnerschlag getroffen, als sie hören mußte, was mit Jack passiert war.

Tot, ermordet, in seinem Wagen verbrannt. Und auf dem verkohlten Körper war der Abdruck einer Teufelshand zu sehen gewesen.

Jennifer wußte, wer die Mörderin gewesen war. Bethsame, die verfluchte Nonne.

Ihr Bruder hatte oft genug darüber geredet. Er wußte, daß es sie gab, denn sie spukte des Nachts durch die Wälder und auch auf dem alten Friedhof herum.

Die Geschichte der Nonne war ihr ebenfalls bekannt. Schon die Eltern hatten von ihr berichtet und ihnen, den Kindern, die Angst vor dieser Gestalt eingetrichtert.

Nun, es gab zahlreiche Sagen und Legenden. Die meisten von ihnen waren erfunden, aber die Nonne geisterte tatsächlich durch die lauen Sommernächte und suchte ihre Opfer.

Jack hatte dem einen Riegel vorschieben wollen und sogar Hilfe geholt. Jetzt waren beide tot.

Sie lagen noch über der Erde. Die Polizisten hatten ihre Leichen mitgenommen. In Glasgow sollten sie untersucht werden, und so etwas zog sich hin, wie man Jennifer gesagt hatte.

Sie war eine andere geworden.

Um Jahre gealtert, geschockt, depressiv und sich mit Selbstmordgedanken tragend. Das Zusammensein mit ihrem Bruder hatte dem Leben der Frau wieder einen Sinn gegeben, doch dieser Sinn war gnadenlos zerstört worden. Durch diese Nonne.

Am schlimmsten waren die Nächte. Um überhaupt schlafen zu können, hatte Jennifer zu Tabletten gegriffen, aber sie schafften die

furchtbaren Alpträume auch nicht fort, so hatte sie schließlich auf die Tabletten verzichtet und Nächte voller Angst und Grauen durchgemacht. Schlafen konnte sie nicht. Immer wieder tauchte das Bild der verkohlten Leiche ihres Bruders auf, und wenn sie mal eingeschlafen war, schreckte sie bei diesen Träumen schweißgebadet hoch.

Sie wußte ja Bescheid. Jack hatte ihr einiges über die gefährliche Nonne berichtet. Sie war so grausam und rücksichtslos. Sie tötete und würde weiter töten, denn wer sollte einen Geist stoppen?

Im Ort hatte sich Jennifer nur einmal blicken lassen. Sie würde so schnell nicht mehr nach Watermeetings gehen, denn ihr hatten die Blicke der Bewohner ausgereicht.

Neugierde, Mitleid, Bedauern, all das hatte sie sehr wohl bemerkt.

Und so blieb sie in dem Haus des Försters, das dort stand, wo der Wald sich allmählich lichtete und die flache Moorlandschaft begann.

Eigentlich ein idyllischer Flecken Erde. Jennifer hatte sich auch immer wohl gefühlt, doch seit drei Tagen war ihr auch dieses Haus nicht mehr sicher genug.

Sie kam sich vor wie der Mittelpunkt eines permanenten Alptraums aus Angst.

Und der hielt nicht nur an, er verstärkte sich, sobald es dunkel wurde.

Schon bei Einbruch der Dämmerung saß die Frau in der oberen Etage am Fenster und schaute über die letzten Kronen der Bäume hinweg auf das weite Moor, das als gewaltige braun-grüne Fläche vor ihr lag. Man sah ihm nicht an, wie tückisch es war und wie viele Opfer schon ihr Leben darin ausgehaucht hatten.

Einer der wenigen, die die Wege durchs Moor kannten, war ihr Bruder Jack gewesen. Sie selbst traute sich nicht, das Gebiet zu betreten. Das Fenster hatte sie geöffnet. Der Abendwind wehte ihr den Geruch entgegen. Manchmal roch sie die Frische des noch jungen Blattwerks, dann wiederum brachte der Wind den Gestank der Fäulnis aus dem Moor mit. Ein widerlicher Geruch, an den sie sich nie gewöhnen würde.

Seit dem Tod ihres Bruders war das Haus so leer und einsam geworden. Niemand war da, mit dem sie sprechen konnte, und so blieb sie mit ihren trüben Gedanken allein.

Ruhig war es nie im Haus. Als Baumaterial war Holz verwendet worden, und das arbeitete. Irgendwo knackte es immer.

Neben dem Haus befand sich die Hundehütte. Dort lag Kevin, ein deutscher Schäferhund, der ebenfalls getrauert hatte, als Jack verstorben war.

Die Dunkelheit nahm zu. Von der feuchten Moorfläche stieg der Dunst allmählich in die Höhe und überdeckte das gesamte Gebiet wie

ein tückischer Schleier. Jetzt war es selbst für einen Kundigen lebensgefährlich, durch den Sumpf zu gehen. In der Nacht war selbst ihr Bruder immer im Haus geblieben.

Als die Konturen des Waldes und die des Moores verschwammen, stand auch Jennifer McFarlaine auf. Sie wollte nicht mehr nach draußen sehen und sich lieber hinlegen. Vielleicht war es ihr möglich, in dieser Nacht einmal zu schlafen.

Der alte Stuhl beschwerte sich quietschend, als Jennifer aufstand und das Zimmer durchquerte. Sie öffnete die Tür und trat in den Flur. Noch vor wenigen Wochen hatte sie den Holzboden mit einem Teppich bedecken lassen, so daß ihre Schritte so gut wie nicht zu hören waren. Sie ging die Holztreppe hinab und hielt sich dabei am Geländer fest.

Im Wohnraum, wo die Geweihe und Trophäen des Verstorbenen an den Wänden hingen, ließ sie sich in einem Sessel nieder. Sie knipste nur eine Lampe an und schaltete dann die Fernbedienung des Fernsehers ein.

Ein Krimi lief, den sie nicht sehen wollte, und sie schaltete deshalb um.

Die Diskussion auf dem anderen Kanal interessierte sie auch nicht, trotzdem ließ sie das Programm laufen, weil sie einfach Stimmen hören wollte, auch wenn sie sich nicht an der Diskussion beteiligen konnte. So hatte sie nicht das Gefühl, allein zu sein.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte sie nicht. Jennifer bemerkte kaum, daß ihr die Augen zufielen und sie einschlief. Doch es war ein unruhiger Schlaf, und sie glaubte sogar, die Stimme ihres Bruders zu hören, der davon sprach, daß sie sich bald wiedersehen würden.

»Das Jenseits wartet, Schwester…«

Die geflüsterten Worte schreckten sie hoch. Sie stand auf, spürte den Schwindel, ließ sich wieder in den Sessel fallen und hörte auch das Rauschen. Das Programm war zu Ende. Sie schaltete deshalb den Kasten aus.

Stille überfiel sie.

Die Frau empfand sie als schlimm und beklemmend. Auf ihrer Stirn lag kalter Schweiß.

Der Wind hatte aufgefrischt. Er fuhr gegen die alten Fensterläden und spielte mit ihnen, daß sie klapperten. Für Jennifer hörte es sich an, als wäre ein Geist dabei, Eintritt in das Haus zu verlangen.

Wieder dachte sie an die geträumten Worte ihres Bruders. Er hatte ihr eine Botschaft geschickt und von einem Wiedersehen gesprochen. Konnte so etwas überhaupt angehen? Hatte Jack seiner Schwester indirekt die Todesstunde angezeigt?

»Sterben!« flüsterte sie und faltete die Hände.

»Sterben wäre nicht schlecht. Dann hätte ich diese schlimme Welt

verlassen und würde mich in einer anderen wohl fühlen. Ja, es wäre gut, wenn ich sterben würde. Oder…«

Sie wußte selbst nicht, aus welch einem Grund sie die Worte ausgesprochen hatte, doch tief in ihrem Innern mußte eine gewisse Todessehnsucht stecken.

»Ja, Jack«, sprach sie ins Leere. »Vielleicht komme ich zu dir. Aber ich möchte dich erst beerdigen, dann werden wir uns wiedersehen. Das verspreche ich dir.«

Nach diesen Worten hatte ihr Gesicht einen beinahe strahlenden Ausdruck angenommen, als würde sie sich auf ihren Tod regelrecht freuen.

Mit diesem Gedanken verließ sie den unteren Wohnraum. Ihr Schlafzimmer lag in der ersten Etage. Die Haustür mußte sie noch abschließen, das hatte sie nach dem Tod ihres Bruders immer so gemacht. Kaum drehte sich der Schlüssel im Schloß, als Kevin, der Hund, unruhig wurde.

Zuerst bellte er heiser, dann fing er an zu knurren, und schließlich stieß er ein erbarmungswürdiges Jaulen aus, das der Frau furchtbare Angst einjagte.

Sie preßte sich mit dem Rücken gegen die Tür, zitterte am ganzen Leib und hatte die Augen weit aufgerissen, während sich ihre Lippen bewegten, ohne daß auch nur ein geflüstertes Wort den Mund verlassen hätte.

Was hatte der Hund?

Sie konnte sich nicht erinnern, ihn in der letzten Zeit so jaulen gehört zu haben. Dieses Geräusch hörte sich schrecklich an. Ihr kam es vor, als wollte das Tier den Mond anheulen.

Plötzlich verstummte das Geräusch.

Im ersten Augenblick erschien Jennifer die Stille noch bedrückender. Sie ballte die Hände, wollte einfach losschreien, aber nur ein Krächzen verließ ihre Kehle.

Minutenlang blieb sie stehen, zitternd, mit Angst gefüllt, die an ihr nagte.

Warum hatte der Hund so geheult?

Im Haus würde sie keine Antwort darauf finden, aber sollte sie tatsächlich nach draußen gehen?

Hinein in die Dunkelheit und Einsamkeit? Früher hatte sie sich davor nicht gefürchtet, seit sie allein im Haus lebte und nur den Hund als Schutz hatte, sah die Sache anders aus.

An Kevin hing sie. Und deshalb überwand sie sich selbst und ihre große Angst.

Sie schloß wieder auf.

Sehr vorsichtig öffnete sie die Tür nur einen Spalt, durch den sie in die Dunkelheit schauen konnte. Über der Haustür befand sich eine

Lampe, die sie erst jetzt einschaltete.

Vom Moor her hatten sich die dünnen Nebelschwaden ausgebreitet und trieben jetzt durch den Schein der Lampe. Er berührte auch den Boden, wo er eine hellere Insel schuf, die an ihren runden Rändern allmählich zerfaserte.

Wo Licht ist, gibt es Hoffnung. Diese alte Weisheit traf auch bei Jennifer McFarlaine zu, denn sie traute sich endlich, das Haus zu verlassen. Auf Zehenspitzen schob sie sich an der roh gezimmerten Sitzbank vorbei und blieb neben einer schlanken Scheinbuche stehen, die sich an der Hausecke befand und den Beginn des kleinen Rundwegs kennzeichnete, der um das Haus führte.

Nicht weit entfernt stand die Hundehütte. Ein kleines Häuschen für sich, in dem sich ein großer Ausgang befand. Kevin fühlte sich in seinem Reich wohl, er war auch nie angekettet worden, und jedesmal, wenn jemand kam, begrüßte er die Person.

Nur jetzt nicht…

Das Zittern überlief die Frau urplötzlich. Sie wollte nicht mehr hingehen, denn sie ahnte, was mit Kevin geschehen war. Daß sie trotzdem ein Bein vor das andere setzte, wunderte sie selbst, und so schritt sie auf die Hütte zu.

Noch immer raste ihr Herzschlag. Diesmal sogar stärker als sonst.

Die Entfernung zur Hütte betrug nur wenige Schritte. Sie fielen ihr so ungemein schwer.

Als sie den toten Bruder identifiziert hatte, war ein ähnliches Gefühl in ihr hochgestiegen.

Vor der Hütte blieb sie stehen.

Weder ein Streichholz noch ein Feuerzeug trug sie bei sich. So konnte sie nicht in die Hütte hineinleuchten, und der Lichtschein über der Tür reichte nicht bis zu ihr.

Jennifer McFarlaine bückte sich. In der Hocke blieb sie, schob nur ihren Kopf weiter vor, um in die Hütte blicken zu können. Es roch nach Hund, das tat es immer, sie sah auch den Schatten des Tieres, nur bewegte sich dieser nicht.

Weshalb war er denn so starr?

Sie stellte sich diese Frage immer wieder, wußte möglicherweise auch die Antwort, drängte sie aber zurück. Statt dessen schob sie ihre Hand in die Hütte hinein, und die Finger berührten schon sehr bald das dichte Fell des Hundes.

Jennifer hatte seine Brust erwischt. Sie kannte jede Stelle des Körpers, auch im Dunkeln. Jetzt tastete sie sich höher, sie wollte den Kopf anheben und spürte plötzlich die klebrige Flüssigkeit an ihren Fingern.

Als hätte sie einen heftigen Stoß erhalten, so rasch zuckte die Hand zurück.

Es war zu dunkel. Sie hielt die Finger dicht vor ihre Augen, sah dieses klebrige Zeug und wie es in Streifen an der Handfläche entlang in Richtung Gelenk rann.

Jennifer stand auf. Dabei glichen ihre Bewegungen denen einer ferngesteuerten Puppe. Sie ging den gleichen Weg wieder zurück, ohne ihn bewußt wahrzunehmen.

Unter der Lampe und dicht vor der Haustür blieb sie stehen. Jetzt fiel das Licht voll auf die rechte Hand.

Sie war blutverschmiert.

Blut von Kevin, dem Hund, der bestimmt nicht mehr lebte. Jemand hatte ihn getötet.

Ein kalter, grausamer Mörder, der um das Haus geschlichen war.

Vielleicht die Nonne?

Aber was hatte ihr das arme Tier getan? Nichts, gar nichts. Kevin mußte ihr Kommen bemerkt haben, sonst hätte er nicht dieses verzweifelt klingende Heulen ausgestoßen.

Jennifer McFarlaine fiel nach vorn und stützte sich am Türpfosten ab. Plötzlich konnte sie nicht mehr, sie mußte einfach weinen, und sie wußte auch nicht zu sagen, wie lange sie am Pfosten gelehnt und vor sich hingeweint hatte.

Schließlich stemmte sie sich ab und hob den Kopf. Sie schüttelte ihn, als könnte sie damit das Schreckliche vertreiben, das sich noch immer vor ihrem geistigen Auge abspielte.

Die Szenen flossen ineinander über. Sie sah sich selbst auf den verbrannten Wagen zugehen, und in diese Szene hinein schob sich die, die sie vor kurzem erlebt hatte.

An der Hütte…

Wie lange sollte dieses Grauen denn noch anhalten, verdammt?

Jennifer hatte sich einigermaßen beruhigt und drückte die Haustür auf. Fast wäre sie noch gestolpert und auf der Matte ausgerutscht. Dicht hinter der Tür blieb sie stehen, wollte Licht machen, drehte auch den Schalter um, aber nichts geschah.

Es blieb dunkel!

Jemand hatte die Stromzufuhr abgesperrt. Nur befand sich außer ihr niemand im Haus.

Sie versuchte es noch einige Male und erzielte abermals keinen Erfolg. Dann schaute sie nach vorn, wo innerhalb der geräumigen Diele die Treppe nach oben begann.

Genau auf der fünften Stufe stand sie.

Die Nonne mit der Teufelsklaue!

***

Ein Traum, dachte Jennifer, das muß einfach ein Traum sein. Nein, das gehört nicht hierher, das ist keine Wahrheit. Du hast schon so viel

durchgemacht, da spielen dir deine Nerven einen Streich.

Sie hatte die Augen geschlossen, öffnete sie wieder und rechnete damit, daß die Nonne verschwunden war.

Sie war es nicht!

Nach wie vor stand sie auf der Treppe, ohne sich zu rühren. Sie hielt ihren linken Arm angewinkelt, und die schreckliche Hand hing so nach unten, als wäre sie gebrochen.

Nur die Hand interessierte sie.

Jennifer starrte auf die langen Finger, die wesentlich länger waren als die eines Menschen. Fell bedeckte die Handfläche und auch den Handrücken. Aus dem Fell drang dieses rote Leuchten, das einen Schleier über die Klaue gelegt hatte.

Dabei sahen die Spitzen der langen Finger aus, als wären sie in Blut getaucht worden, das sich zu einer dicken Kruste zusammengefügt hatte.

Sonst sah die Gestalt tatsächlich aus wie eine Nonne. Ihren Körper umspannte eine schneeweiße Tracht. Sie trug auch eine Haube, die nur ihr Gesicht freiließ. Zu beiden Seiten des Kopfes hingen die Haubenschleier wie Schals herab.

Die Nonne war jung, und ihr Gesicht konnte man als hübsch bezeichnen. Aber nicht allein das. Als Jennifer genauer hinschaute, hatte sie das Gefühl, das Gesicht zu kennen, obwohl sie der Nonne noch nie im Leben begegnet war.

Aber das Gesicht…

Sie kam nicht darauf, wo sie es gesehen hatte, aber irgendeine Person, die sie kannte, mußte eine gewisse Ähnlichkeit mit der vor ihr stehenden Nonne haben.

Jennifer wunderte sich über sich selbst, daß sie überhaupt eine Frage stellen konnte, wenn auch mit einer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam.

»Wer bist du?«

»Ich bin Bethsame, die Nonne der Maria Stuart.«

»Aber du bist tot…«

»Ja, ich bin tot.«

»Und trotzdem lebst du?«

»Ich bin mein eigener Geist. Man kann den Körper töten, den Geist aber nicht. Verstehst du?«

Jennifer nickte, ohne daß sie es eigentlich wollte. Sie verstand natürlich nichts, aber sie mußte diese schlimmen Tatsachen hinnehmen. »Was willst du denn hier?«

»Ich bin zurückgekehrt.«

»Ja, ja und du hast getötet.«

»Richtig.«

»Auch meinen Bruder!« schrie Jennifer mit lauter Stimme, daß es

durch das Haus hallte. »Was hat er dir getan? Was?«
»Er wußte viel. Er kannte mein Geheimnis, und er hat es weitergesagt. Er war nicht der einzige, der das Rätsel um meine Person kannte. Alle, die es wissen, müssen sterben. Auch du.«
Auch du…!
Die letzten beiden Worte hallten im Kopf der Frau nach. Sie sollte also das gleiche Schicksal erleiden wie ihr Bruder, der Mönch, die anderen Toten und auch der Hund.
»Aber ich weiß nichts!« keuchte sie. »Ich weiß überhaupt nichts!«
»Hat er nie mit dir über mich gesprochen?«
»Kaum!«
Die Nonne lächelte. Es hätte ein feines Lächeln sein können, wenn nicht die starren Augen gewesen wären, die kein Gefühl zeigten. Sie wirkten irgendwie leer.
»Die Menschen lügen noch immer so wie damals, als ich noch lebte, um Trost und Beistand zu spenden. Es hat sich nichts geändert. Deshalb muß ich meiner Pflicht nachkommen.«
»Das Töten ist keine Pflicht.«
»Für mich schon.«
»Aber du bist eine Nonne. Du hast ein Kloster dem weltlichen Leben vorgezogen. Wie kannst du jetzt morden und töten und so grausam sein?«
»Ich gehöre einem anderen!«
»Dem Teufel?«
»Ja, denn er ist zu mir in die Zelle gekommen und hat mit mir gebuhlt.« Plötzlich lachte sie so häßlich, daß diese Lache auch der Teufel hätte abgeben können.
Für Jennifer McFarlaine war es der Beweis, es mit einem grauenhaften Wesen zu tun zu haben.
Was sollte sie tun? Fliehen? Sie würde nicht weit kommen. Und wenn sie um Hilfe schrie, hörte sie auch niemand.
Plötzlich war die Nonne da. Sie stand auf einmal vor ihr. Jennifer hatte nichts gehört und kaum etwas gesehen. Wie ein Geist war die unheimliche Nonne die Stufen der Treppe herabgeschwebt, um die Frau, ihr nächstes Opfer, zu erreichen.
»Ich hole dich…«, hörte Jennifer sie flüstern. »Ich werde dich gern holen …«
Jennifer warf sich vor. Die nackte Angst trieb sie dazu. Sie wollte überleben, schlug gegen die Nonne und hatte den Eindruck, in einen eiskalten Hauch hineinzuschlagen.
Als Geist war man nicht existent.
Diese Erfahrung machte Jennifer McFarlaine in diesem Augenblick.
Aber sie wurde gepackt.
Es war die Teufelsklaue, die sich wie das Gebiß eines Tieres in ihren

Nacken geschlagen hatte, nicht nur eisern festhielt, sondern sie auch in die Höhe hob.

Plötzlich schwebte Jennifer über dem Boden. Schreien konnte sie nicht. Die langen Finger hielten sie so umklammert, daß ihr die Luft abgeschnürt wurde.

Zur Treppe wurde sie geschleift.

»Mein Zeichen!« sagte die Nonne mit häßlich klingender Stimme.

»Mein Sigill wird auch dich zeichnen, das verspreche ich dir. Wer dich findet, der weiß Bescheid.«

Woher der Strick stammte, wußte Jennifer nicht. Sie sah ihn auch nur für einen Augenblick, als er vor ihren Augen nach unten glitt.

Dann schabte er über ihren Hals.

Als letztes hörte Jennifer McFarlaine noch das schreckliche Lachen der Nonne, dann ereilten sie die Schatten des Todes…

***

Es war keine Schwierigkeit gewesen, herauszufinden, wo der ermordete Jack McFarlaine gewohnt hatte. Wie es sich für einen Förster, Wildhüter und Umweltschützer gehörte, lag das Haus außerhalb des Ortes und mitten in der Natur, ungefähr an der Nahtstelle zwischen Wald und Moor.

Feucht war der Boden hier noch nicht, deshalb kamen wir auch glatt und sicher voran und konnten den Leih-Rover vor dem Haus bequem ausrollen lassen.

Wir stiegen aus und schauten uns beide an, weil uns etwas aufgefallen war.

Father Ignatius sprach es aus. »Du kannst mich für verrückt halten, aber die Stille gefällt mir nicht.«

»Mir ebenfalls nicht.«

Wir sahen uns um. Über der Tür brannte noch die Lampe.

Weshalb hatte man sie nicht ausgeschaltet? Im Dorf hatten wir erfahren, daß die Schwester des Toten allein im Haus wohnte, aber weshalb hatte sie die Lampe brennen lassen?

»John, ich befürchte Ärger.«

»Das ist wohl noch untertrieben.« Bei meinem Rundblick war mir die ziemlich große Hundehütte aufgefallen. Ich konnte in sie hineinschauen und glaubte, den Hund darin zu sehen.

Wenn Fremde kommen, meldet sich ein Wachhund immer. Der hier hatte es nicht getan.

»Moment mal«, sagte ich zu meinem Freund und ging geradewegs auf die Hütte zu.

Jetzt hätte mich der vierbeinige Aufpasser eigentlich bemerken müssen, doch er reagierte noch immer nicht.

Vor der Hütte bückte ich mich, sah nicht nur den Körper, sondern

auch die Blutlache, die träge darunter lag und bis zum Ausgang der Hütte reichte.

Der Hund war getötet worden!

»Was ist denn los, John?«

Gebückt noch drehte ich mich um. »Der Hund ist tot!«

»Was?« Father Ignatius kam schnell näher, sah das Blut und schüttelte den Kopf. »Aber wer tut denn so etwas?« fragte er flüsternd. »Auch die verdammte Nonne?«

»Wer sonst?«

Er schwieg, atmete scharf durch die Nase und ballte die Hände.

Dabei blickte er zum Haus. »Nein, ich kenne keinen anderen, der so etwas tun würde. Wenigstens nicht in dieser Lage. Und wir müssen, John, mit noch Schlimmerem rechnen.«

Ich widersprach ihm nicht.

Father Ignatius ging vor mir auf das Forsthaus zu. Es lag so idyllisch, auch jetzt, wo die Schwüle zugenommen hatte und der Himmel sich leicht bedeckt zeigte. Es war eine regelrechte Oase.

Die Tür war nicht verschlossen. Der Mönch stieß sie auf und blieb stehen.

Er sagte nichts, er brauchte nichts zu sagen. Ich sah es selbst, als ich das Haus betrat.

Die Schwester des toten Jack McFarlaine, Jennifer mit Namen, lebte nicht mehr.

Sie hing am Geländer der Treppe!

Es war ein furchtbares Bild. Man hatte sie außen an das Geländer gehängt, ihre Füße baumelten etwa in Schienbeinhöhe über dem Boden. Sie mußte in ihren letzten Lebensminuten Schreckliches durchgemacht haben. Das Gesicht war verzerrt, der Mund stand offen.

»John!« sprach mein Freund leise, aber durchaus verständlich.

»Wir müssen das Grauen stoppen. Wir müssen sie in die Hölle schicken, bevor sie noch mehr Unheil anrichtet.«

Dem brauchte ich nichts hinzuzufügen. Ich löste mich und trat an die Leiche heran.

Es bereitete mir kein Vergnügen, sie anzufassen, aber das mußte sein. »Sie ist schon steif und kalt«, erklärte ich. »Wahrscheinlich hat man sie in der Nacht umgebracht. Das über der Tür brennende Licht deutet auch darauf hin.«

Father Ignatius nickte nur. Er hatte die Hände gefaltet und sprach ein leises Gebet.

Ich störte ihn nicht dabei. Als er fertig war, sah er mich an.

»Warum, John? Aus welch einem Grund mußte diese arme Person auf so schreckliche Art und Weise sterben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gangster ermorden manchmal Menschen, weil sie einfach zu viel

wissen. Ist das auch bei Dämonen oder Geistern der Fall? Weißt du darauf eine Antwort?«

»Ich gehe davon aus.«

»Dann müßte sie etwas gewußt haben.«

»Und auch ihr Bruder.«

Father Ignatius schüttelte den Kopf. »Für mich ist die ganze Sache noch viel zu undurchsichtig. Da paßt vieles nicht zusammen, John. Wer hat etwas gewußt, wer hat nichts gewußt? Und woher haben diese Leute ihr Wissen?«

»Über viele Ereignisse, für die wir keine Erklärung finden, ist etwas geschrieben worden. Wahrscheinlich ist das hier auch der Fall.«

Ignatius strich über seine Wange. »Dann könnte McFarlaine möglicherweise etwas hinterlassen haben, ein Tagebuch oder Bücher überhaupt, die sich mit der Geschichte beschäftigen.«

»Das ist möglich.«

»Sollen wir nachsehen?«

»Später.« Ich deutete auf die Tote. »Wir müssen sie aus der Schlinge nehmen.«

Gemeinsam machten wir uns an die makabre Arbeit und trugen den steifen Körper zu einem an der Wand stehenden alten Sofa, wo wir ihn niederlegten.

»Fangen wir hier unten mit der Suche an oder oben?«

Ich deutete zur Decke hoch. »Wahrscheinlich hat McFarlaine ein Arbeitszimmer gehabt. Wenn ein Mann irgendwo Unterlagen festhält, dann in einem solchen Zimmer.«

Der Mönch war einverstanden. Dennoch durchstreiften wir erst die untere Etage und brauchten nicht mehr die Treppe zu nehmen, denn das Arbeitszimmer lag auf dieser Ebene. Vom Wohnraum aus gab es einen schmalen Durchgang.

Auch hier sahen wir Trophäen an den Wänden, die außerdem durch Bilder geschmückt waren, auf denen wir Jagdmotive entdeckten. Die zahlreichen Bücher in den bis zur Decke reichenden Regalen bewiesen, daß McFarlaine ein belesener Mann gewesen war.

Vor dem Fenster stand der Schreibtisch. Sehr groß, wuchtig wirkend, aus dunkel gebeiztem Holz. Auf der Platte lag ein Staubfilm, ansonsten war der Schreibtisch aufgeräumt.

Zwei Bücher über Jägerei lagen exakt übereinander.

»Nimmst du dir den Schreibtisch vor?« fragte Father Ignatius.

»Ich sehe dann mal die Regale durch.«

Ich war einverstanden. Es paßt mir nicht, in den persönlichen Sachen eines Fremden oder Toten herumzusuchen, aber uns blieb keine andere Wahl.

In diesem Haus hatte man sich gegenseitig vertraut. Die Schubladen waren nicht verschlossen. Der Reihe nach zog ich sie auf.

Die an der rechten Seite waren fast leer. Bis auf einige Pläne und eine Art Wanderkarte. Wahrscheinlich war es das Revier des Försters gewesen.

Als ich mir die andere Seite vornahm, entdeckte ich Kladden und Schnellhefter. Die Kladden waren zur Buchführung benutzt worden.

Auf den einzelnen Seiten standen lange Zahlenkolonnen.

Unter den Schnellheftern aber entdeckte ich ein schmales Buch in einem grauen Einband, der zusätzlich durch eine Hülle geschützt worden war.

Ich schlug das Buch vorsichtig auf und stolperte schon über den Titel. »Das wahre Geheimnis der Nonne Bethsame«, las ich halblaut vor und war von Father Ignatius gehört worden.

»Ist etwas?« fragte er.

»Ja, ich glaube, daß ich etwas gefunden habe.«

Er kam näher und sah mir über die Schulter, denn ich hatte mich auf den gepolsterten Schreibtischstuhl gesetzt.

»Soll ich vorlesen, oder liest du mit?«

»Ich lese mit.«

Die Seiten waren mit der Hand beschrieben worden. Der Schreiber hatte schwarze Tinte verwendet. Zum Teil waren die Buchstaben verblichen. An manchen Stellen sogar ineinandergelaufen.

Es ging um Maria Stuart und Elizabeth I. Das Verhältnis der beiden Königinnen untereinander war sehr gespannt. Elizabeth, die Königin von England, rechnete stets damit, von der schottischen Herrscherin umgebracht zu werden. Aber sie selbst war es gewesen, die Maria Stuart dann 1587 aufs Schafott brachte.

Der Inhalt des Buches beschäftigte sich mit dem Leben beider Königinnen. Wer es geschrieben hatte, stand nicht dabei, aber im zweiten Teil wurde mehr auf Maria Stuart eingegangen.

Und auch auf ihren ersten Gemahl. Es war der zweiundzwanzigjährige Katholik Lord Henry Darnley. Ein Mensch, der an einer Geschlechtskrankheit litt und nicht sehr beliebt war, selbst bei seiner Gemahlin nicht. Der Lord wurde schließlich erwürgt, wie es hieß, auf Geheiß des Earl of Bothwell, einem hohen und mächtigen Adeligen, der Maria mochte. Er war ihr auch nicht gleichgültig, und so wartete sie nicht einmal das Trauerjahr ab, bis die beiden heirateten.

Das wußte ich noch aus dem Geschichtsunterricht, und mein Gesicht wurde dementsprechend länger. Auch Father Ignatius zeigte sich ein wenig beunruhigt und meinte sogar: »Wenn das mal nicht die falsche Spur ist, der wir aufgesessen sind.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Wie kommst du darauf?«

»Bisher wurde die Nonne nicht ein einziges Mal erwähnt. Wahrscheinlich war ihr Draht zu Maria Stuart doch nicht so gut.«

Ich war Optimist. »Es bleiben ja noch einige Seiten übrig. Laß uns

mal weiterlesen.«

Das taten wir auch und stießen tatsächlich auf den Namen der Nonne. Sie war zu den Stuarts ins Haus gekommen und hatte sich dort sehr gut eingelebt. Sie verstand es auch, sich beim Earl of Bothwell einzuschmeicheln. Wie es hieß, haben sich die beiden heimlich getroffen und ein Verhältnis miteinander gehabt. Dabei soll die Nonne auch von ihren Verfehlungen berichtet haben, unter anderem von der Buhlerei mit dem Teufel. Der Earl nahm es zunächst gelassen hin, begann sich aber dann für die Dinge zu interessieren und wurde praktisch ein Eingeweihter.

Maria Stuart merkte davon nichts. Sie war zu sehr mit ihrer Rivalin, der Königin von England, beschäftigt, aber den Sieg konnte sie nicht davontragen.

Elizabeth I. war stärker und beschloß Maria Stuarts Tod.

Die Nonne Bethsame wurde in ihre Zelle gelassen, und dort muß sie Maria Stuart aufgeklärt haben. Im Buch stand geschrieben, daß Maria die Nonne verflucht hätte bis zum Tode.

Sie starb, aber auch die Nonne lebte nicht mehr sehr lange. Ob der Earl of Bothwell sie verraten hatte oder nicht, ging nicht aus den Zeilen hervor. Jedenfalls klagte man sie an, folterte sie und hackte ihr dabei die linke Hand ab.

Die Nonne starb.

Sie wurde auf eine gewisse Art und Weise beerdigt. Dafür sorgte der Earl of Bothwell kraft seines Einflusses. Bevor man den Steinsarg in die Gruft senkte, öffnete man ihn noch. Der Schreiber berief sich nun auf alte Augenzeugenberichte und gab sie praktisch wörtlich wieder.

»Im Sarg waren außer der Leiche auch Ratten«, las ich laut vor.

»Sie hockten auf dem Körper der Nonne, die plötzlich wieder eine linke Hand hatte. Aber es ist die Klaue des Leibhaftigen gewesen, unter dessen Schutz sie stand. Sofort schlossen wir den Sarg und flohen in panischem Entsetzen. Für alle Zeiten sollte die Nonne als Verfluchte in der Gruft liegenbleiben.«

»Das ist ja nun nicht geschehen«, sagte Father Ignatius, als ich das kleine Buch zur Seite legte.

»Ja, sie ist wieder da.«

»Und wir haben sie nicht stoppen können.«

Ich drückte die Zigarette aus, stand auf und hob die Schultern.

»Die Nonne ist uns bisher noch nicht über den Weg gelaufen. Aber wenn sie erscheint, werden wir schon das Richtige tun.«

»Im Sarg ist sie jedenfalls nicht. Aber die Ratten haben überlebt. Hast du eine Erklärung?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du willst es nicht sagen, John.«

Ich lächelte. »So ungefähr. Auch die Ratten haben überlebt. Wie

immer es gewesen sein mag. Wir haben es hier mit einer teuflischen Magie zu tun, und das gefällt mir gar nicht.«

Father Ignatius sah auf seine Uhr. »Die Nonne ist, wenn wir den Zeugen glauben dürfen, stets in der Dunkelheit erschienen. Am späten Abend oder in der Nacht. Wahrscheinlich müßten wir so lange noch warten, falls wir nicht meiner Theorie nachgehen wollen.«

»Du meinst Karen Cullogh?«

»Ja.«

Ich dachte nach. »Gesetzt den Fall, deine Theorie stimmt, so frage ich mich doch, wie kommt eine Person wie Karen Cullogh an diese Nonne heran, die ja nur als Geist auftritt? Hast du dazu eine Erklärung?«

»Vielleicht.«

»Dann raus damit.«

»Wie oft haben wir gehört und gelesen, daß Lebende von Toten geleitet oder geführt werden? Sogenannte Geistführer. Es gibt Menschen, die komponieren wie Beethoven oder Mozart. Manche schreiben auch im Goethestil. Weshalb sollte es bei Karen anders sein? Möglicherweise hat der Geist dieser Nonne den des Mädchens verdrängt. Sie hört durch Karen, sie sieht durch Karen, möglicherweise versteckt sie sich sogar in ihr. Und wer hat uns in der Gruft einschließen wollen, John? Kann das nicht auch Karen gewesen sein? Wenn du ehrlich bist, kannst du diese Möglichkeit nicht ausschließen.«

»Das stimmt.«

»Dann wäre es angebracht, sie zu besuchen.«

»Ich habe nichts dagegen. Fahren wir wieder in unsere Pension. Wenn du recht hast, Ignatius, dann muß Bethsame einen verdammt großen Einfluß auf das Mädchen ausgeübt haben, denn Karen hat ja bereits, wie du sagst, die Gesichtszüge der unheimlichen Mörderin angenommen.«

»Bei dieser Aussage bleibe ich auch.«

»Alles klar.«

Als wir in die Diele zurückkehrten, sahen wir wieder die Leiche.

Wir konnten sie nicht liegenlassen und mußten für ihren Abtransport sorgen.

Es gab im Dorf einen Konstabler, aber der war für zwei Dörfer zuständig. Als ich die Nummer des Mannes wählte, hob eine Frau ab, die mir erklärte, daß ihr Mann über Nacht wegbleiben würde, weil man einen entflohenen Sträfling suchte.

»Da ist nichts zu machen«, sagte ich und legte den Hörer auf. »Bevor wir hier die Pferde scheu machen, würde ich sagen, daß wir die folgende Nacht abwarten. Wenn deine Theorie stimmt, wird die Nonne bestimmt schon erfahren haben, daß wir ihr auf der Spur sind.«

»Das kann ich mir auch vorstellen.«

Vor dem Haus spürten wir die Schwüle sehr deutlich. Zudem stank der Sumpf. Die Sonne war hinter langen Wolkenschatten verschwunden, die träge wie Blei lagen und sich kaum bewegten.
Ich war sicher, daß am Abend ein Gewitter aufziehen würde.
Ich hämmerte den Wagenschlag zu und startete. Father Ignatius sprach das aus, woran auch ich dachte. »Hoffentlich war der Mord an Mrs. McFarlaine der letzte dieser teuflischen Bestie.«
»Wir tun alles, was in unserer Macht steht.«
»Und wenn es nun tatsächlich das Mädchen ist?« spann der Mönch den Faden weiter. »Kannst du vor ihr stehen und sie vernichten?«
Ich preßte die Lippen zusammen. »Frag mich so etwas besser nicht«, erwiderte ich leise…

***

Helen Cullogh saß vor dem Haus auf einer Bank und strickte. Sie ließ die Nadel sinken, als sie unseren Wagen auf den Platz fahren sah, und lächelte uns an.
»So früh schon zurück?«
»Ja«, sagte ich.
»Das Dorf war Ihnen sicherlich zu langweilig.«
Ich wiegte den Kopf. »Das kann man nicht sagen, aber die Schwüle hat uns zugesetzt.«
Sie nickte heftig. »Da haben Sie recht. Manchmal kommt es hier knüppeldick. Wir liegen leider in einem Tal, die Berge halten einen Großteil des Windes ab. Hinzu kommt der Sumpf. Manchmal macht es keinen Spaß, hier zu leben. Wenn Sie etwas trinken wollen, finden Sie im Keller alles, vom Mineralwasser bis zum Bier.«
»Vielleicht später, danke. Wo ist eigentlich Ihre Tochter?«
Helen Cullogh winkte ab. »Die ist vor gut einer Stunde wieder zurückgekehrt.«
»War sie auch im Ort?« fragte Father Ignatius.
»Ja, mit dem Rad. Sie wollte wohl etwas kaufen. Sie wissen ja, wie junge Mädchen sind. Und wenn ich ehrlich sein soll, haben andere in Karens Alter mehr Freiheiten. Wir haben nun mal diese Pension und können uns kein Personal leisten.«
»Das ist verständlich.«
»Auch jetzt muß sie wieder mitarbeiten«, erklärte Helen Cullogh.
»Bettwäsche muß aufgebügelt werden. Bei dieser Hitze arbeitet sie immer im Keller. Da ist es wenigstens kühl.«
Das war die Gelegenheit, und mir fiel auch sofort ein Grund ein, in den Keller zu gehen. Mrs. Cullogh selbst hatte ihn mir vorhin gegeben. »Ich möchte doch etwas trinken. Du auch?« wandte ich mich an den Mönch.
Der hatte verstanden. »Gern.«

»Gehen Sie nur«, sagte Helen. »Wenn Sie sich nicht zurechtfinden, fragen Sie Karen, die wird Ihnen schon etwas geben.«

»Danke sehr.«

»Ach so!« rief sie hinter uns her. »Wollen Sie eigentlich auch etwas zu Abend essen?«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Bei dieser Hitze.«

»Das verstehe ich. Sie können auch kurzfristig bestellen.«

Mrs. Cullogh war sehr nett und hilfsbereit. Hoffentlich mußten wir ihr nicht eine zu große Enttäuschung bereiten. Noch war ja nichts bewiesen, Patef Ignatius konnte sich auch irren.

Wir würden sehen.

Den Weg zum Keller hatten wir schnell gefunden. Es gab zwei Zugänge. Einmal vom Hof her über eine Außentreppe, zum anderen den normalen Weg im Wohnhaus.

Wir hatten uns nicht abgesprochen, sondern bewegten uns freiwillig so leise wie möglich. Auf dem letzten Teil der steinernen Kellertreppe schon hörten wir die Stimme des Mädchens.

Wir irrten. Auch eine andere Stimme war zu hören.

Der Pater und ich blieben auf der vorletzten Stufe stehen. Zwei Frauen, die miteinander sprachen. Weshalb hatte uns Mrs. Cullogh nichts davon erzählt?

»Ob sie Besuch hat?« flüsterte Ignatius.

»Das ist möglich. Vielleicht ist die Besucherin auch durch den Garten gekommen.«

Noch konnten wir nicht in den Keller blicken, der rechts von uns liegen mußte. Am Ende der Treppe befand sich ein rechteckiger Flur, von dem mehrere Türen abzweigten.

Wir mußten die rechte nehmen.

Es war kühler hier unten. Der typische Kellergeruch traf unsere Nasen. Etwas feucht und muffig. Hinzu kam ein gewisser Bügelgeruch, der entsteht, wenn heißes Eisen über ein feuchtes Tuch gleitet.

Die rechte Tür war es. Sie stand halb offen, so daß wir in den Raum hineinschauen konnten, aber niemand sahen, nur den Teil eines sich hin- und herbewegenden Schattens, der gleichmäßige Bewegungen durchführte. Lange brauchten wir nicht zu raten. Das Mädchen bügelte tatsächlich.

Doch mit wem sprach es?

Ich ging vor und legte gleichzeitig meinen Zeigefinger auf die Lippen.

Father Ignatius nickte zum Zeichen, daß er einverstanden war.

Auch sein Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck angenommen.

Wir beide wollten es wissen, und waren davon überzeugt, daß nur Karen uns die Lösung des Falles präsentieren konnte.

»Fühlst du dich gut?« Es war Karen, die fragte.

»Ja.«

»Aber du wirst dich bald noch besser fühlen, meine Liebe.«

»Wenn sie auch verschwunden sind.«

»Ich habe gleich bemerkt, daß die beiden gefährlich sind. Ich spürte es für dich, Bethsame…«

Father Ignatius stieß scharf die Luft aus. Auch ich war leicht geschockt. Mit diesem Dialog hatte keiner von uns gerechnet, das war einfach nicht möglich gewesen.

Karen Cullogh und Bethsame? Hatte die Nonne das Mädchen aufgesucht? Alles wies darauf hin, schließlich hatten die beiden miteinander gesprochen. Für uns war es natürlich eine Chance. Wenn wir die Nonne hier im Keller fassen und stellen konnten, war alles erledigt.

»Ja, deshalb muß ich sie töten. Sie waren auch bei der Schwester des Försters. Überall hinterlassen sie ihre Spuren und Zeichen, aber so einfach werden sie es mit mir nicht haben.«

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, ich mache es allein. Komme ich aber nicht zurecht, werde ich deine Hilfe gern in Anspruch nehmen.«

Bethsame hatte eine dunkle Stimme. Jedes Wort, das sie sprach, hallte irgendwie nach.

Klar, sie war ein Geist…

Father Ignatius deutete auf mich und sah mich fragend dabei an.

»Soll ich gehen?« hauchte er.

Ich gönnte es ihm und nickte. Der Mönch lächelte und schob sich an mir vorbei.

Er blieb so stehen, daß er in den Raum hineinblicken konnte. Er zögerte noch für die Dauer einiger Atemzüge, dann stieß er die Tür mit einem Ruck auf.

Freie Sicht in den Keller!

»Guten Tag!« hörte ich ihn sagen und kurz darauf einen leisen Schrei der Überraschung, den Karen ausgestoßen hatte. An eine Gefahr dachte ich nicht mehr und betrat hinter dem Pater den Raum.

Er diente als Hauswirtschaftsraum. Waschmaschine, Trockner, ein großes Bügelbrett und eine Bügelmaschine sahen wir. Zwischen den Geräten standen gefüllte Wäschekörbe. An der Decke brannten zwei lange Leuchtstoffröhren, die das nötige Licht spendeten. Ich hatte auch nach rechts geschaut. Hinter der grau gestrichenen Tür führte die Außentreppe in die Höhe. Einige Stufen erkannte ich durch das kleine Fenster neben der Tür.

Karen Cullogh stand da und hatte die Hand auf die Brust gepreßt.

Heftig ging ihr Atem, die Augen waren groß, und sie blickte überrascht und gleichzeitig verstört. Das heiße Bügeleisen hatte sie auf ein Metallgitter am Ende des Brettes gestellt.

»Haben Sie mich erschreckt!« sagte sie.

Father Ignatius lächelte. »Sorry, aber es war nicht unsere Absicht.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Karen hatte sich umgezogen. Sie trug eine blaue Bluse und einen weißen Rock, der ziemlich kurz war und über den Knien endete.
»Wollten Sie denn zu mir?«
Da sie mich bei der Frage angesehen hatte, antwortete ich ihr auch. »Das hatten wir vor. Wir wollten mit Ihnen sprechen und mit der zweiten Person.«
»Wieso? Welcher zweiten Person?«
»Haben Sie vorhin nicht mit jemandem gesprochen?«
»Nein!« Während dieser Antwort sah sie mich erstaunt an. Karen war eine gute Schauspielerin.
»Weshalb lügen Sie?« fragte der Pater.
»Ich lüge nicht.«
Father Ignatius lächelte milde. »Dann müssen Mr. Sinclair und ich uns getäuscht haben.«
»Wie Sie meinen.« Karen hob die Schultern. »Ich kann Ihnen auch nicht helfen. Schauen Sie sich doch um. Sehen Sie hier jemand?«
»Nein.«
»Ich bin allein.«
»Dabei hätte ich schwören können«, sagte ich, »daß Sie mit jemandem gesprochen haben. Es war eine weibliche Person. Sie haben sogar ihren Namen gesagt. Bethsame.«
»Ich kenne keine Frau, die so heißt.«
»Es ist ein sehr altertümlicher Name«, gab ich zu. »Nonnen haben sich früher so genannt.«
Karen lachte unecht. »Eine Nonne in diesem Haus? Nein, Sie irren sich. Sehen Sie eine?«
»Geister sind unsichtbar.«
»Ach so, Sie meinen, ich hätte mich mit einem Geist unterhalten. Tut mir leid, das ist Unsinn. Ich bin allein, ich war allein, und ich möchte allein bleiben.«
Wir verstanden den indirekten Rausschmiß, aber wir wollten uns nicht daran halten. Nicht so dicht vor dem Ziel.
Ich fragte direkt. »Was haben Sie mit dieser Nonne zu tun, Karen? Los, reden Sie!«
»Ich kenne keine Nonne.«
»Lügen hat keinen Sinn. Sagen Sie die Wahrheit! Sie haben sich da auf ein gefährliches Spiel eingelassen. Vielleicht ist Ihnen die Tragweite dessen noch nicht bewußt, aber sie decken eine Mörderin. Diese Nonne hat zahlreiche Menschen gekillt, und bei den Toten war der Abdruck einer Klaue zu sehen gewesen, einer Teufelshand.«
»Davon habe ich gehört«, gab Karen zu. »Aber die Nonne ist schon lange tot. Seit über vierhundert Jahren. Sie ist vermodert, ihre

Knochen sind zerfallen. Ihr Grab befindet sich auf dem Friedhof von Watermeetings.«

»Wir haben es besucht. Als wir die Gruft betraten, wollte uns jemand von außen einsperren. Er hätte es fast geschafft. Die Nonne muß einen Helfer haben. Wir fanden übrigens ihr Grab leer.«

»Was kann ich dazu?« höhnte Karen.

»Ich bin der Meinung, daß Sie und die Nonne Bethsame in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen! Auch wenn Sie leugnen, Sie und die Nonne gehören zusammen. Und Sie merken nicht, Karen, wie groß die Gefahr für Leib und Leben ist, in die Sie sich begeben haben. Arbeiten Sie mit uns zusammen!«

Das Mädchen starrte mich an. Der Ausdruck in ihren Augen hatte sich verändert. Nein, das war nicht die Karen Cullogh, wie ich sie kannte.

Wahrscheinlich hatte die Nonne Bethsame jetzt die Kontrolle über das Mädchen.

»Gehen Sie weg!« sagte Karen mit rauher Stimme. »Ich will Sie nicht mehr sehen.«

»Wir bleiben.« Der Pater hatte gesprochen und nickte mir gleichzeitig zu. »John, stelle sie auf die Probe. Nimm dein Kreuz. Wenn die Nonne tatsächlich in ihr steckt, dann treibe sie aus!«

Als der Begriff Kreuz fiel, zuckte Karen zusammen. Sie schaute zweimal zur Seite, als suche sie nach einer Chance, den Keller zu verlassen. Plötzlich hatten wir sie in die Defensive gedrängt, und ich tastete schon nach meinem silbernen Talisman.

»Was wollen Sie mit dem Kreuz?« fragte sie schrill und ging einen Schritt zurück.

»Wenn Sie nicht mit den Mächten der Finsternis in Berührung stehen, haben Sie nichts zu befürchten«, erwiderte ich und faßte nach der schmalen Silberkette.

Nach wie vor war das Kreuz verdeckt. In wenigen Sekunden würde ich es in der Hand halten, dann mußte eine Entscheidung fallen.

Das wußte auch Karen Cullogh. Sie zeigte sich irritiert und verunsichert, als sie zwei Schritte zurückging. Ihre Lippen zuckten, auch Father Ignatius hatte längst bemerkt, daß etwas nicht stimmte.

Er nickte ihr zu, um ihr noch eine Chance zu geben.

»Reden Sie!«

Karen schüttelte den Kopf. »Nein, nein, ich werde nicht reden. Ich werde, ich werde…«

Sie griff nach dem Bügeleisen. Ihre Hand klatschte auf den Griff, das sah ich noch, reagierte aber zu spät, weil ich damit beschäftigt gewesen war, mir das Kreuz über den Kopf zu streifen.

Plötzlich wuchtete sie das heiße Bügeleisen auf mich zu. Es hatte eine ziemlich lange Schnur, die sich straffte und deren Stecker aus der

Dose gerissen wurde.

Daß mich das heiße Bügeleisen nicht im Gesicht erwischte, war ein reiner Glücksfall. Ich hatte mich noch wegducken können, aber das Wurfgeschoß taf mich dennoch an der Schulter. Es tat nicht nur an dieser Stelle weh, auch meine Wange bekam etwas mit, als die heiße Fläche an ihr entlangrasierte.

Durch diese Aktion war ich aus dem Tritt geraten und von meiner eigentlichen Aufgabe abgelenkt worden.

Auch Father Ignatius hatte sich überraschen lassen. Das Mädchen hatte dies wohl mit einkalkuliert, und es reagierte. Bevor sich der Mönch versah, kantete sie das Bügelbrett in die Höhe und wuchtete es gegen den überraschten Mann.

Ignatius ging unwillkürlich zurück, das reichte Karen aber nicht aus. Sie stieß ihm noch die Fäuste gegen die Brust, so daß der Mann anfing zu schwanken.

Dann stürzte sie an ihm vorbei auf die Tür zu. Zwar griff Ignatius noch nach ihr, aber seine Hand faßte ins Leere. Karen war einfach schneller. Als ich endlich etwas unternehmen konnte, hatte Karen Cullogh den Keller schon verlassen. Ich hörte ihre Schritte auf der Treppe. Der Mönch wollte etwas fragen, er sah von mir nur den Rücken, denn ich jagte mit langen Sätzen die Stufen hoch, ohne die Flüchtende entdecken zu können. Welchen Weg Karen genommen hatte, wußte ich nicht. Ich jedenfalls nahm den durch die Gaststätte, hetzte über die Schwelle der Tür hinweg, stand draußen und sah mich um.

Vor mir lag der leere Platz. Da parkte unser Wagen. Von der Straße her bog ein Motorrad auf die Zufahrt, aber Karen hatte sich absetzen können.

Ich lief noch bis zur Straße vor, blickte dort nach rechts und links und sah nur das leere Asphaltband und den Wald zu beiden Seiten.

Es lag auf der Hand, das Mädchen kannte sich in dieser Gegend ausgezeichnet aus. Karen war hier aufgewachsen. Sie wußte um jedes Versteck, würde sich auch bestimmt im Moor auskennen, so daß wir immer das Nachsehen hatten, wenn wir sie nicht gerade mit einer Hundertschaft von Polizisten suchten, die das Gelände durchkämmten.

Die Spannung ließ nach, und ich spürte die Schmerzen an der rechten Wange, wo mich das verfluchte Bügeleisen getroffen hatte, dessen Fläche noch brennend heiß gewesen war.

Ich tastete das Gesicht ab. Die Haut war heiß, sicherlich auch gerötet, dennoch war ich froh, daß mich diese Waffe nur gestreift hatte. Es hätte auch schlimmer kommen können.

Enttäuscht und wütend drehte ich mich wieder um. Die Schuld an der Flucht gab ich mir selbst. Ich hätte wissen müssen, wie gefährlich diese Karen Cullogh war. Wenn sie unter dem Einfluß einer

dämonischen Person stand – dazu zählte ich die Nonne –, durfte man sie nicht mit menschlichen Maßstäben messen.

Die beiden Männer auf dem Motorrad hatten die Maschine aufgebockt und waren ins Haus gegangen. Statt dessen hatte jemand anderer das Gebäude verlassen.

Father Ignatius kam mir entgegen. Er machte einen zerknirschten Eindruck.

Ich hob die Schultern. »Sie ist verschwunden«, meldete ich.

Ignatius nickte. »Dabei ist sie uns beiden durch die Lappen gegangen.« Er schüttelte den Kopf. »Die hat uns ganz schön aufsitzen lassen. Leimen nennt man so etwas.«

Ich hob die Schultern. »Was willst du machen? Wahrscheinlich haben wir sie beide nicht ernst genug genommen.«

»Und wie geht es weiter?«

»Sie wird sich ein Versteck gesucht haben.«

»Das wir nicht kennen.«

»Nein, aber vielleicht ihre Mutter. Wir müssen mit Helen Cullogh reden. Möglicherweise kann sie uns einen Hinweis geben.«

»Willst du sie einweihen?«

»Das ergibt das Gespräch.«

Father Ignatius sah mich an, und betrachtete interessiert meine Wange. »Sieht nicht gut aus, John. Die Haut ist krebsrot geworden.«

»Ich weiß. Vielleicht kann ich sie noch kühlen.«

»Am besten wäre eine Salbe.«

Was interessierten mich im Moment diese banalen Dinge. Viel wichtiger war es, Karen Cullogh zu fassen. Wenn wir sie einmal hatten, konnten wir uns auch die Nonne greifen.

Wir gingen wieder ins Haus. Die beiden anderen Gäste waren auf ihren Zimmern verschwunden. Helen Cullogh trafen wir im Flur.

Sie trug einen leeren Korb und kam von oben. Die Frau machte einen geschafften Eindruck. Pustend blieb sie vor uns stehen. »Diese feuchtschwüle Hitze schafft einen.« Mit einer matten Bewegung wischte sie sich eine Strähne aus der Stirn. »Haben Sie den Kühlschrank gefunden?«

»Ja«, antwortete ich. »Aber jetzt suchen wir Ihre Tochter, Mrs. Cullogh. Sie haben Karen nicht zufällig gesehen?«

»Doch, sie war im Keller.«

»Da ist sie aber nicht mehr.«

Helen hob die Schultern. »Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Vor einer Stunde ungefähr ist sie in den Keller gegangen, um dort zu bügeln.« Ihre Stirn nahm ein Faltenmuster an, weil sie wütend geworden war. »Das sieht ihr ähnlich. Fängt eine Arbeit an und läßt sie einfach liegen. Wenn das ihr Vater wüßte, der würde wieder aus der Haut fahren. Aber so etwas bringt sie auch nur, wenn mein Mann

fort ist. Das ist typisch. Sie haben Karen ja auch kennengelernt. Wollte mit Ihnen nach London…«

»Und jetzt suchen wir sie.« Ich hatte Helen unterbrochen, sonst hätte sie uns noch den halben Lebensweg ihrer Tochter erzählt.

Mißtrauen flackerte in ihr hoch. »Was wollen Sie denn von Karen? Wollen Sie sie nach London mitnehmen? Glauben Sie nur nicht, daß Sie…«

»Nein, Mrs. Cullogh.« Ich schüttelte den Kopf und holte meinen Ausweis hervor. »Wissen Sie nun, wer ich bin?« fragte ich, als sie das Dokument lange genug angeschaut hatte.

»Polizei!« ächzte sie.

»Ja.«

»Und Sie wollen etwas von Karen? Meine Güte, was hat sie denn angestellt? Ich kenne sie lange genug. Sie mag ja sehr unruhig sein, aber mit dem Gesetz ist sie noch nie in Konflikt gekommen. Da müssen Sie sich irren.«

»Wir brauchen Sie auch nur als Zeugin«, schwächte ich ab.

»Und gegen wen?«

»Es geht um die Nonne Bethsame.«

Helen Culloghs Augen weiteten sich. »Wieso? Das ist doch eine alte Legende…«

»Aber die Morde, die hier geschehen sind, kann man nicht als Legende bezeichnen.«

Sie senkte den Kopf. »Nein, das nicht.«

»Und Ihre Tochter könnte uns auf eine Spur bringen«, sagte Father Ignatius.

»Sie ist doch nicht die Mörderin!«

Der Mönch lächelte. »Das habe ich auch nicht gesagt. Aber sie könnte uns auf eine Spur bringen. Wir haben sie vorhin im Keller getroffen. Allerdings ist sie geflohen, als wir die entsprechenden Fragen stellten, das will ich Ihnen ehrlich sagen. Wir würden gern von Ihnen wissen, wo sie sich unter Umständen versteckt halten könnte. Gibt es Orte oder Plätze, an denen sich Ihre Tochter besonders wohl gefühlt hat und die sie immer wieder besuchte?«

»Das kann ich nicht sagen. Davon weiß ich nichts.«

Ich sah die Frau scharf an. »Überlegen Sie genau, Mrs. Cullogh, es ist wichtig. Sie müssen Ihre Tochter kenne. Es muß einen Ort geben, an dem sie sich besonders wohl gefühlt hat…«

»Nicht hier, Mr. Sinclair. Sie wissen selbst, daß sie stets von einer großen Stadt gesprochen hat. Sogar Glasgow und Edinburgh waren ihr zu klein. Sie wollte in London leben. Watermeetings kam für sie überhaupt nicht in Frage.«

»Dann war sie nie im Ort?«

»Das schon, aber sie schimpfte auf ihn.«

»Gab es keinen Platz, an dem sich Karen gern aufgehalten hat? Es kann doch nicht alles schlecht gewesen sein.« Diesmal versuchte Father Ignatius eine Antwort zu bekommen.

»Natürlich nicht.« Helen Cullogh hob die Schultern. »Ich habe genug im Haus zu tun gehabt…«

»War sie des öfteren im Moor?«

»Das kannte sie.«

»Auch den Friedhof?« Ignatius machte es sehr geschickt, und ich ließ ihn.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil der Friedhof am Moor liegt. Wir sind vorbeigefahren.« Der Pater wich ein wenig aus.

»Wer kennt den nicht von uns? Dort hat jeder Dorfbewohner ein Familienmitglied liegen.« Sie lächelte. »Wer geht denn schon freiwillig auf einen Friedhof? Ich nicht und Karen wohl auch nicht.«

»Dort befindet sich auch das Grab der Nonne«, fuhr Ignatius fort.

»Das stimmt.«

»Und die Morde können auch nicht wegdiskutiert werden, Mrs. Cullogh. Man spricht davon, daß die Nonne die Verbrechen verübt haben könnte. Vieles weist darauf hin und auf Ihre Tochter, daß sie eine Verbindung zu dieser Nonne oder deren Geist hat.«

Helen Cullogh starrte den Mönch fassungslos an. Sie rang nach Worten, um eine Antwort geben zu können. »Das… das glauben Sie doch selbst nicht, was Sie da von sich gegeben haben. Wollen Sie meine Tochter denn verleumden?«

Der Pater beruhigte sie mit sanft klingender Stimme. »Im Gegenteil, wir wollen ihr helfen.«

»Das sehe ich. Sie verleumden Karen!« Helen verteidigte ihre Tochter. Sie war schließlich die Mutter, und die Gefühle wallten in ihr hoch. »Schämen sollten Sie sich. Wenn Sie nicht in der Lage sind, den richtigen Mörder zu finden, halten Sie sich an Unschuldige. Dafür sollte man Sie hassen.«

»Der Haß ist ein schlechter Ratgeber!« erwiderte ich.

»Das weiß ich. Aber haben Sie ihn nicht provoziert?«

»Nein, wir möchten helfen.«

Sie schaute uns noch einmal an, wurde krebsrot im Gesicht und verlangte, daß wir auszogen.

»Morgen bestimmt, Mrs. Cullogh«, sagte ich. »Und entschuldigen Sie.« Wir gingen wieder. Mit dieser Frau war nicht zu reden. Beide hatten wir Verständnis.

Erst vor dem Haus redeten wir wieder. »Sie kann es nicht einsehen«, sagte Ignatius. »Es ist auch so verflucht schwer, das will ich gern zugeben. Ich hätte wohl auch nicht anders reagiert.«

»Gut, diese Unterhaltung war ein Schuß in den Ofen. Helen Mc

Cullogh kann uns keine Hilfe sein. Wir brauchen sie auch nicht. Wichtig ist Karen, und ich nehme stark an, daß sie sich auch für uns interessieren wird. Karen weiß jetzt Bescheid, damit auch die Nonne. Bisher hat sie alle Zeugen ausgeschaltet. Weshalb sollte sie bei uns anders reagieren?«

»Wir sollen also die Lockvögel spielen?«

»Das sehe ich so.«

»Dann müßten wir uns dementsprechend präsentieren.«

»Darauf kannst du dich verlassen, Ignatius. Wir werden dem Friedhof noch einmal einen Besuch abstatten. Ich kann mir vorstellen, daß sie sich dort aufhält.«

Der Mönch war skeptisch. »Nicht im Moor?«

»Möglicherweise auch dort. Nur möchte ich nicht in diesem Gebiet sein und sie dort stellen. Der Sumpf ist lebensgefährlich. Keiner von uns kennt den Weg.«

»Da hast du recht.«

»Wenn sie uns will, wird sie uns auch finden«, erklärte ich, als ich die Wagentür öffnete.

Father Ignatius nahm neben mir Platz. Sein Gesicht war sehr ernst. Auch mir war nicht nach Lachen zumute. Es war einfach nicht meine Art, gegen eine Person zu kämpfen, die ihre Jugend kaum hinter sich hatte. Aber darauf nahmen Dämonen leider keine Rücksicht…

***

Karen hatte fliehen können. Wie ein Irrwisch war sie aus dem Haus gelaufen und hielt sich versteckt. Sie kannte die Umgebung sehr gut, das Gelände bot zahlreiche Verstecke, und so duckte sie hinter einer Hecke am Haus. Dort wartete sie.

Von den beiden Männern sah und hörte sie zunächst nichts.

Schließlich vernahm sie die Stimme ihrer Mutter und auch die der beiden Fremden. Sie waren im Haus aufgeklungen. Was geredet wurde, verstand Karen nicht, aber die Stimme ihrer Mutter klang lauter als gewöhnlich. Wahrscheinlich verteidigte sie ihre Tochter.

Karen war beruhigt, zog sich aus der Deckung zurück und lief geduckt bis zu dem Platz, wo sie ihr Fahrrad abgestellt hatte. Es war das wichtigste Transportmittel für sie geworden, und auch jetzt freute sie sich darüber, daß sie mit dem Fahrrad verschwinden konnte. Sie nahm Wege, die kein Auto fahren konnte.

Die Schwüle drückte, und die Mücken setzten dem Mädchen während der Fahrt schwer zu. Sie kamen aus dem nahen Sumpf, um sich auf ihre Opfer zu stürzen. Auch dicke, bläulich schimmernde Fliegen waren dabei. Besonders bei diesem schwülen Wetter zeigten sich die Insekten angriffslustig.

Wieder radelte Karen den großen Bogen, um ihr Versteck zu

erreichen. Es war für sie eine Stätte der Erholung, und es war der Ort, wo sie und die Nonne immer einen besonderen Kontakt gehabt hatten.

Karen Cullogh nahm nicht den offiziellen Eingang des Friedhofs.

Niemand sollte sie sehen, deshalb warf sie das Rad an der Rückseite des Geländes zu Boden und lief auf die schmale Tür zu, von dar der größte Teil überwuchert war.

Das kleine Tor öffnete sich quietschend, als Karen den Friedhof betrat. Sie blieb für einen Moment stehen und witterte wie ein Tier, das eine bestimmte Gefahr erwartet.

Nein, es war ruhig.

Niemand griff sie an, niemand hielt sich in der Nähe auf. Der Friedhof lag unter der drückenden Schwüle, und auch hier tanzten die Mückenschwärme ihren bizarren Reigen.

In diesem Klima wucherte das Unkraut. Einige der alten Gräber waren nicht mehr zu sehen. Nur wenn Karen auf die harten Platten trat, wußte sie, daß hier ein Grabstein verborgen lag.

Sie orientierte sich dorthin, wo die Gruft der Nonne lag. In diesem begrenzten Gebiet hatte sich die fremde Magie konzentriert, da war ihr Kontakt zu Bethsame besonders intensiv.

Karen hatte den Ruf vernommen. Sie wußte auch, daß es in den nächsten Stunden eine Entscheidung geben würde. Die beiden Männer waren gefährlich. Besonders der Blonde, der eine Waffe trug, vor der sich die Nonne fürchtete.

Karen selbst nicht, aber sie hatte die telepathisch übermittelten Worte ihrer Geistführerin genau verstanden, und sie wußte auch von dem Plan der Nonne.

Gemeinsam wollten die beiden diese Eindringlinge töten!

Karen Cullogh setzte ihre Schritte so sachte wie möglich. Nur das hohe Gras raschelte, wenn sie sich voranbewegte. Längst lag der Schweiß auf ihrem Körper. Vom Sumpf her wehte ein fauler Geruch über den Friedhof. Er paßte zu dieser Umgebung.

Um die übrigen Grabstätten kümmerte sie sich nicht. Für Karen war die Gruft wichtig, und als sie ihr Ziel erreicht hatte, lehnte sie sich mit dem Rücken gegen das Gestein, um tief durchzuatmen.

Allmählich beruhigte sich ihr Herzschlag. Karen ließ ihren Blick über den Friedhof gleiten. Still und verlassen lag er vor ihr. Manchmal bewegten sich die Blätter der Bäume, wenn der Wind für einen Moment auffrischte.

Ansonsten war es still.

Auch von den beiden Grabschändern hatte sie noch nichts gesehen. Es war ein Frevel gewesen, das Grab zu betreten und den Sarg zu öffnen. Aber sie würden dafür bezahlen.

Nur Karen hatte das Recht, die Gruft zu betreten.

Sie öffnete vorsichtig die Tür, schaute hinein und sah noch das Loch,

auf dessen Grund der alte Steinsarg stand. Da war sie vor über 400 Jahren beerdigt worden, aber sie war nicht tot. Die Hölle hatte ihr eine Hintertür offengelassen.

In der Gruft war es stickig. Die Luft war verbraucht. Selbst die alten Steine strahlten eine gewisse Fäulnis aus. Karen fühlte sich zwar nicht wohl, aber sie durfte die Gruft auch nicht verlassen, wenn der direkte und intensive Kontakt erhalten bleiben sollte.

Jeder sollte sterben, der das Geheimnis entdeckt hatte. Und es hatte Tote gegeben. Karen fühlte sich nicht als Mörderin, obwohl sie indirekt daran beteiligt war, denn sie allein hatte es der Nonne ermöglicht, diese Taten durchzuführen.

Die nächsten Stunden waren die entscheidenden, aber Karen konnte nicht allein entscheiden. Sie brauchte Hilfe. Deshalb rief sie nach der verstorbenen Nonne.

»Bethsame…« Ihre Stimme klang nicht laut, dennoch wurde der Ruf gehört, dessen war sie sicher.

Noch tat sich nichts, auch beim zweiten Ruf nicht, aber das Mädchen wußte, daß der Geist der Nonne bereits in der Nähe lauerte. Sie hatte einfach das Gespür dafür. Zwar zeigte sich äußerlich alles normal, doch der Druck in ihrem Innern kam nicht von ungefähr. Die Nonne mußte in der Nähe sein.

Und sie kam…

Aus dem Unsichtbaren hervor drängte sich die Geistgestalt dem Mädchen entgegen.

Karen ging zurück, bis sie mit dem Rücken gegen eine Gruftwand stieß. Dort blieb sie mit ausgebreiteten Armen und mit flach gegen die Wand gelegten Handtellern stehen.

Bald, bald war sie in ihr.

Karen wartete. Ein kühler Hauch strich plötzlich durch die Gruft und an ihrem Gesicht entlang, wo er sich konzentrierte. Das Mädchen öffnete seinen Mund und spürte plötzlich die Kälte.

Die Nonne war da!

Karen sagte nichts. Sie konnte auch nicht sprechen, aber sie fühlte, daß sie zu einer anderen wurde. Äußerlich sah sie aus wie immer, aber in ihrem Innern hatte etwas Unheimliches von mir Besitz ergriffen.

Karen stand an der Wand gelehnt, aber sie nahm es nicht richtig wahr, denn sie hatte das Gefühl, einfach wegfliegen zu können. Sie kam sich so leicht wie eine Feder vor. Vieles, das ihr als normaler Mensch verschlossen geblieben war, hatte sich ihr plötzlich eröffnet.

Alles war so frei geworden, so wunderbar…

Neue Dimensionen wurden ihr erschlossen, besonders dann, als sie die Stimme der Nonne vernahm, die nicht nur ihr Gehirn durchschwang, sondern sich überall im Körper verteilte.

»Du bist gekommen, Kind, um mich zu begrüßen…«

»Nicht nur das!« Karen sprach keuchend und stockend. »Es gibt einen anderen Grund.«

»Ich weiß, die beiden Männer.«

»Ja, sie sind Zeugen. Sie wissen Bescheid, und sie sind gefährlich. Ich habe es erlebt. Sie wissen von mir.«

»Du hast dich nicht gut verhalten, denn du bist in das Zimmer des einen Mannes gegangen. Unsere Gesichter haben zuviel Ähnlichkeit.«

Das hatte Karen schon einmal von der Nonne gehört. Damals hatte sie sich nicht getraut, nach dem Grund zu fragen. Jetzt tat sie es, und sie erhielt auch eine Antwort.

»Das Schicksal hat viele Linien, und es geht verschlungene Pfade. Der Teufel und ich buhlten. Zwar entstand kein Kind aus unserer Verbindung, aber ich hatte zahlreiche Geliebte, und ich habe Kinder geboren. Nicht alle überlebten, einige aber blieben. Sie heirateten wieder, bekamen ebenfalls Kinder, die auch heirateten. So entstanden Generationen, in denen mein Erbe blieb. Irgendwann einmal wird es jemand geben, in dem ich wiedergeboren werde. So hatte es mir der Teufel versprochen. Und das ist nun eingetreten. Du bist da, und du siehst fast so aus wie ich zu Lebzeiten. Das sollte dich stolz machen, und für mich hat sich das Versprechen des Teufels erfüllt. Ich bin wieder da, durch dich, und wer sich uns in den Weg stellt, wird vernichtet. Wie die Zeugen, die mich gesehen haben. Diese folgende Nacht ist entscheidend, aber gemeinsam werden wir stark genug sein, um auch die letzten Gegner auszuschalten. Ich gebe dir Mut!«

Karen Cullogh hatte die Worte sehr genau verstanden. Jetzt endlich fühlte sie sich besser. Ihr Schicksal war aufgeklärt worden, und sie sah nicht ein, daß sie sich dagegen anstemmen sollte.

»Was kann ich tun?« flüsterte sie.

»Nichts, vorerst. Ich gebe dir die Befehle. Ich werde immer in deiner Nähe sein. Du wirst von mir hören, kleine Karen. Aber erst wirst du mich sehen.«

Das Mädchen blieb stehen. Wer sie jetzt gefunden hätte, wäre über sie verwundert gewesen, denn sie glich einer Person, die völlig wehrlos war.

Noch immer preßte sie sich gegen die Mauer. Sie spürte die Kälte in ihrem Innern, die aus den Knochen hochzog und sich an einer bestimmten Stelle in ihrer Brust konzentrierte.

Auch wenn sie es gewollt hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen, den Mund zu schließen.

Weit ließ sie ihn offen.

Zwischen den Lippen drang das andere hervor. Ein weißes Gemisch, wie Gaze oder hauchdünne Watte aussehend, die man in lange Streifen gezogen hatte.

Der Geist der Nonne – Parapsychologen bezeichneten dies als Ektoplasma – strömte aus dem weit aufgerissenen Mund des Mädchens, drehte sich vor ihrer Gestalt, wurde dem Gruftboden entgegengedrückt und nahm menschliche Umrisse an.

Die Nonne entstand!

Sie sah aus wie ein Mensch. Nichts fehlte, das Gesicht war ebenso vorhanden wie jeder Körperteil. Arme, Beine, der Kopf, die Hände – alles war da. Sogar die weiße Kleidung, die, ebenso wie die Haut, feinstofflich und durchsichtig wirkte.

Eines jedoch unterschied die Nonne von einem Menschen.

Die glühende Teufelshand mit den langen Fingern, deren Nägel leicht nach innen gebogen waren.

Noch einen letzten Druck verspürte Karen, dann war alles vorbei.

Die Nonne hatte sich als feinstoffliches Wesen vor ihr materialisiert.

Ihre Blicke begegneten sich.

Es war wie immer. Karen konnte die Ähnlichkeit zwischen ihr und der Nonne einfach nicht fassen. Das waren fast die gleichen Gesichtszüge, auch wenn sie bei Bethsame durchscheinend wirkten.

Allmählich beruhigte sich Karen. Die Schwäche verschwand nicht nur aus ihren Beinen, auch die Arme waren nicht mehr so schwer.

Der Druck hatte nachgelassen.

Sie fühlte sich wieder als Mensch.

Mit einer fahrig wirkenden Bewegung wischte sie den Schweiß von ihrer Stirn. Ihr Gesicht, vor Sekunden noch verzerrt, nahm wieder die normalen Züge an.

Die Nonne lächelte kalt. »Ich bin da, ich werde dich beschützen. Du wirst die beiden letzten Zeugen herlocken, damit sie auf diesem Friedhof ihr Grab finden.« Bethsame hob die Hand. »Damit werde ich sie zeichnen. Sie sollen mit dem Abdruck des Teufels sterben, und jeder soll wissen, daß ich die Herrscherin in diesem Gebiet bin!«

Karen Cullogh nickte. Sie holte ein paarmal tief Luft, bevor sie fragte: »Wie soll ich denn vorgehen?«

»Wenn sie kommen, wirst du dich ihnen zeigen. Du wirst sie locken und ihnen eine Falle stellen. Sie müssen erschöpft sein, wenn sie mir gegenübertreten. Nimm dir Waffen.«

»Welche?«

»Du mußt die an dich nehmen, mit denen sich auch die Menschen ausrüsten.«

Karen Cullogh nickte. »Ja, ich habe verstanden und werde tun, was du verlangst.«

»Dann kann nichts mehr passieren«, antwortete die Gestalt mit ihrer Fistelstimme…

***

Die Schwüle hatte sich noch mehr verdichtet. Der Sonnenball, auch wenn er schon tiefer stand, war nicht einmal mehr zu ahnen. Innerhalb des Wolkengraus schwebte oder schimmerte kein hellerer Fleck mehr. Es war ein schlimmes Wetter, eine trügerische Ruhe vor dem gewaltigen Gewittersturm und dem großen Regen.

Die Frontscheibe des Rovers zeigte ein Muster aus dunklen, zerklatschten Insektenkörpern. Selbst die Wischer schafften den Schmier nicht mehr fort.

Im Ort selbst waren die Straßen leer gewesen. Die Menschen hatten sich in die Häuser zurückgezogen. Dort war es sicherlich kühler, da die dicken Steinmauern die meiste Hitze abhielten.

Als wir ausstiegen, rochen wir sofort den Sumpf. Er stank einfach widerlich.

Verfaulende Pflanzen, trübes Wasser und nasses Holz brachten diesen Gestank mit. Er paßte auch zum Friedhof, vor dessen Tor ich den Leihwagen hatte ausrollen lassen.

Es gab keine Stelle an meinem Körper, die nicht schweißbedeckt war. Wenn ich Luft holte, hatte ich das Gefühl, sie zu trinken. Father Ignatius erging es ähnlich.

Durch die herrschende Stille wurde der Klang unserer Stimmen weit getragen. Ein Flüstern hörte sich ebenso laut an wie ein normal gesprochenes Wort.

Auf dem Friedhof war das satte Grün der Bäume zu sehen. Dazwischen bewegten sich, wie dunkle Inseln, die zahlreichen Mückenschwärme, als könnten sie sich nicht entscheiden, wohin sie fliegen sollten.

Nebeneinander gingen wir auf das Tor zu. Auf dem weichen Boden waren unsere Schritte deutlich zu hören. Nach unserem letzten Besuch hatten wir das Tor nicht geschlossen. Es stand auch jetzt noch offen, so daß wir das Gelände ohne Schwierigkeiten betreten konnten.

Die einzelnen Grabsteine standen in einer stummen Andacht nebeneinander. Auch über ihnen tanzten die Mückenschwärme ihren Reigen. Ich dachte auch an die Ratten aus dem Sarg, entdeckte aber keines dieser Tiere.

Father Ignatius winkte mir zu. »Was sagst du, John?«

»Wozu?«

Er veränderte seine Handbewegung und führte sie im Kreis. »Zu dieser ganzen Atmosphäre hier.«

»Sie gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht. Ob die Nonne schon auf uns wartet?«

»Frag lieber nach Karen.«

»Wenn sie hier ist, wird sie das Rad genommen haben. Hast du es gesehen?«

»Nein. Außerdem wird sie sich hüten, ihr Fahrrad so abzustellen, daß

es jeder sehen kann. Wenn sie wirklich hier ist, hat sie es versteckt.«

»Bleiben wir zusammen oder trennen wir uns?«

Ich hob die Schultern. »Die Gruft liegt rechts neben der Kapelle. Ich finde, wir sollten uns dort einmal umsehen.«

»Okay.«

Wir gingen denselben Weg wie bei unserem ersten Besuch. Betäubend war manchmal der Duft der wilden Blüten und Blumen. In dieser stickigen Schwüle wirkte er besonders intensiv.

Ohne daß etwas passiert wäre, erreichten wir unser Ziel. Ich hatte das Kreuz von seinem Stammplatz entfernt und es in die Tasche gesteckt. Da konnte ich es schneller hervorholen.

Father Ignatius warf vorsichtig einen Blick in die Gruft hinein, wartete einige Sekunden und drehte sich zu mir um. »Es sieht alles noch so aus, wie wir es verlassen haben.«

»Laß mich mal.«

Er schuf bereitwillig Platz, so daß ich die Gruft betreten konnte, vor dem Grab stehenblieb und mein Kreuz aus der Tasche nahm.

Sollte sich etwas Dämonisches in der Nähe befinden, würde mich das Kreuz davor warnen.

Es tat sich nichts.

Ich steckte es wieder weg und verließ die unheimliche Stätte.

»Sorry«, sagte ich. »Wenn sich die Nonne tatsächlich zusammen mit Karen hier befinden sollte, hat sie es verstanden, sich ausgezeichnet zu verbergen. Das Kreuz hat nicht reagiert.«

Der Mönch nickte. »Ich habe mich umgeschaut und von dem Mädchen nichts gesehen.«

»Die Deckung hier ist zu gut. Hinter den hohen Steinen auf den Gräbern kann sie immer lauern.«

»Willst du jedes Grab nach ihr absuchen?«

»Nein, ich möchte in die Kapelle, wo ja auch ein Mord geschehen ist.«

»Gut.«

Die kleine Nische lag nicht weit entfernt. Mit wenigen Schritten hatten wir sie erreicht.

In ihrem Innern war es erheblich kühler. Die Luft tat gut. Wir gingen sehr behutsam, schauten uns um, sahen den kleinen Altar, aber eines fiel dem Pater sofort auf.

»Man hat sie entweiht, John. Die Kreuze fehlen.« Er schluckte.

»Hier lauert jetzt das Böse.« Father Ignatius preßte die Lippen hart zusammen und umklammerte sein Holzkreuz.

Auch ich war davon überzeugt. Wie eine letzte Mahnung brannte neben dem Altar das rote, ewige Licht.

Ich blieb neben dem schmucklosen Altar stehen und schaute in den Hintergrund der kleinen Kapelle, denn erst dort befand sich der Turm

und auch der Zugang dazu.

Daß hier Handwerker gearbeitet hatten, war zu sehen, denn diese Leute hinterlassen, wenn sie mit der Arbeit noch nicht fertig sind, eine gewisse Unordnung.

Es waren Zimmerleute gewesen, auch Schreiner. Das frische Holz roch angenehm. Auf dem Boden lag eine gelbe Schicht aus Sägespänen. Sie verwandelte den Untergrund in eine Rutschbahn. Ich mußte vorsichtig gehen. Neben der in den Turm führenden Leiter blieb ich stehen. Sie war sehr lang, ihre letzten Sprossen verschwanden in der Dunkelheit des Turms.

Ich holte die Lampe hervor und leuchtete parallel zur Leiter die Glocke an. Versteckt hielt sich dort oben aber niemand.

»Es wäre auch ein ungünstiger Platz für einen Beobachter gewesen«, kommentierte mein Begleiter.

Ich drehte mich wieder um. Mein Blick glitt über die schlichten Holzbänke.

Father Ignatius sagte: »Die Nonne mit der Teufelshand wird sich hüten, die Kapelle zu betreten.«

»Vergiß nicht, daß sie entweiht worden ist.«

»Trotzdem, die lauert woanders.«

»Dann komm.«

Wir schritten auf die Tür zu. Diesmal nicht so vorsichtig wie bei unserem Eintritt.

Der Mönch aus dem Kloster St. Patrick hatte es eiliger als ich. Er öffnete auch zuerst die Tür, trat ins Freie und blieb ohne Vorwarnung starr stehen.

Fast wäre ich gegen ihn gelaufen, stoppte im letzten Augenblick und hörte seine flüsternde Stimme.

»John, ich habe sie gesehen!«

»Die Nonne?«

»Ja.«

»Und wo?«

Er gab mir keine Antwort, sondern bewegte sich von der Tür weg, so daß ich freie Sicht hatte.

Wie ein blasses Denkmal stand sie regungslos zwischen zwei hüfthohen Grabplatten…

***

Zum ersten Mal standen wir ihr Angesicht zu Angesicht gegenüber, und ich mußte zugeben, daß sie tatsächlich so aussah, wie sie von den Zeugen beschrieben worden war.

Ich hatte schon schlimmeren und gefährlicher aussehenden Feinden gegenübergestanden, dennoch bereitete mir dieser Anblick ein nicht zu unterschätzendes Unbehagen.

Die Gestalt war bleich und durchscheinend. Wie man sich eben einen Geist vorstellt. Sie trug noch die Tracht des Klosters. Ihr Gesicht hatte tatsächlich eine starke Ähnlichkeit mit Karens.

Die Nonne machte auf den ersten Blick einen demütigen Eindruck, denn sie hatte die Augen niedergeschlagen und starrte auf ihre Fußspitzen.

Den rechten Arm hielt sie dabei angewinkelt und ihre normale Hand leicht erhoben. Der linke Arm hatte ungefähr die gleiche Haltung, aber aus seinem Gelenk wuchs die Klaue, die der Nonne den Namen gegeben hatte.

Rot schimmernd, mit langen Fingern, deren Nägel gekrümmt zur Handfläche hin liefen. Dabei mit Fell bewachsen, das dem Leuchten aber keinen Abbruch tat.

Es drang von innen und erinnerte irgendwie an eine starke dämonische Kraftquelle. Obwohl sie keine Waffe trug, wirkte sie auf uns beide nicht nur unheimlich, auch gefährlich.

Father Ignatius schüttelte leicht den Kopf. »Verdammt, John, was mag sie vorhaben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann holen wir sie uns.« Bevor ich widersprechen konnte, ging der Mönch bereits auf die Nonne zu. Er war voller Tatendrang, schaute weder nach rechts noch nach links und sah deshalb auch nicht den Schatten, der von der rechten Seite her auf ihn zuraste.

Ein Schatten, der blitzte!

Eine wuchtig geschleuderte Axt!

***

Karen hatte von der Nonne gehört, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Gemeinsam würden sie es schaffen. Da waren sie so stark, daß sie jeden schafften.

Sie konnte es sich sogar leisten, die beiden Männer untereinander aufzuteilen und sie der Reihe nach umzubringen.

Die Nonne war ein feinstoffliches Wesen. Sie würde sich mit anderen Waffen wehren als Karen.

Und das sollte sie auch.

Nach kurzem Überlegen hatte sich Karen für eine handliche Axt entschieden. Sie hatte sie aus einem Hauklotz gezogen und sich anschließend versteckt. Lange brauchte sie nicht zu warten. In der stickigen Luft hatte sie bereits das Geräusch des fahrenden Wagens und auch das Schlagen der Türen vernommen.

Karen wartete mit wachsender Spannung. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis, die beiden Männer in ihren Sichtkreis gerieten.

Deckung hatte sie zwischen der Kapelle und der Gruft gefunden.

Dort ungefähr mußte das Ziel der Suchenden liegen.

Den Axtgriff hielt sie mit der rechten Hand umklammert. Durch einige Bewegungen hatte sie ihre Muskulatur gelockert. Obwohl sie noch nie zuvor eine Axt geschleudert hatte, war sie sicher, das Ziel auch zu treffen. Diesen Mut hatte ihr die Nonne gegeben, deren Kraft den Flug der Waffe steuern würde.

Karen konnte es kaum erwarten. Einige Male war sie schon versucht, aus ihrer natürlichen Deckung hochzufahren und die Axt zu schleudern, als die beiden Männer sich ihr immer mehr näherten, dann abschwenkten und auf die Gruft zuschritten.

Karen atmete auf und sank hinter der Hecke zusammen. Um sie zu verlassen, brauchte sie nur einige Zweige zur Seite zu drücken, aber zunächst einmal verließen die beiden Männer die Gruft, in der sie sich nicht lange aufgehalten hatten.

Wo gingen sie hin?

Zunächst sah es so aus, als könnten sie sich nicht entscheiden, dann entschlossen sie sich, die Kapelle aufzusuchen. Diesmal gingen sie schneller, und die Chance, einen von ihnen mit einem gezielten Wurf zu treffen, war schnell vorbei.

Karen ärgerte sich. Wenn sie aus der Kapelle zurückkehrten, konnte sie sie auch nicht erwischen. Dazu lag ihr Versteck in einem zu ungünstigen Winkel.

***

»Keine Sorge, ich lenke sie ab…«

Die Nonne hatte die Worte gesprochen. Ihre etwas schrill klingende Stimme gab dem Mädchen wieder den nötigen Mut. In Karens Augen stahl sich ein gewisser Glanz.

»Wir werden gewinnen, nicht?«

»Ja, wir sind stärker. Aber jetzt gib acht. Ich spüre, daß sie die Kapelle verlassen wollen.«

Im nächsten Moment materialisierte sich die Nonne. Vielleicht hatte sie auch hinter einem Baumstamm gelauert, so genau konnte das Mädchen dies nicht sagen.

Karen war nur froh, als sie ihre Beschützerin entdeckte, die sich in einer Entfernung von ungefähr zehn bis zwölf Schritten vom Eingang der Kapelle aufgebaut hatte und wartete.

Noch zeigten sich die beiden nicht.

Weitere Sekunden verrannen.

Über dem Friedhof lag eine bleiern wirkende Stille. Hin und wieder raschelte es irgendwo. An diese Geräusche hatte sich Karen schnell gewöhnt. Sie gehörten dazu und wurden von ihr kaum zur Kenntnis genommen.

Aber ein anderes paßte nicht in den normalen Reigen.

Jemand öffnete die Kapellentür.

Das mußten sie sein.

Karen spannte sich. Mit der linken Hand schob sie die Zweige zur Seite und konnte ihre Deckung verlassen. Wenn die beiden Männer jetzt nach rechts schauten, mußte sie einfach gesehen werden.

Sie taten es nicht. Der Anblick der Nonne hielt sie gebannt. Sie starrten das Wesen an wie Kinder den Weihnachtsmann.

Tief atmete Karen aus. Sie schob ihr linkes Bein vor, um eine bessere Standfestigkeit zu haben, dann hob sie den rechten Arm an, umklammerte die Axt noch härter und machte sich wurfbereit.

Daß sie einen Mord begehen wollte, störte sie nicht. Zu stark stand sie unter dem Bann der anderen.

Aber die Männer hatten sich von dem Schock erholt. Der eine redete einige Worte.

Jetzt mußte sie werfen.

Karen schleuderte die Axt.

Genau in dem Augenblick, als Father Ignatius vorging, um die Nonne zu stellen…

***

Was es für ein Gegenstand war, hatte ich im letzten Augenblick erkennen können. Auch wenn die Axt nicht mit ihrer Schneide den Kopf eines Menschen traf, konnte sie allein durch ihr Gewicht und die Aufprallwucht tödlich sein.

Ich schrie und stieß mich gleichzeitig ab. Die nächsten drei Sekunden kamen mir ungemein lang vor. Ob ich Father Ignatius gerettet hatte oder nicht, war nicht festzustellen. Vielleicht hätte ihn die Axt getroffen, vielleicht nicht.

Meine Fäuste aber stießen hart in seinen Rücken und wuchteten ihn nach vorn.

Er fiel und wurde trotzdem getroffen, weil sich die verdammte Waffe noch drehte.

Aber sie schlug nicht mit der Schneide gegen seinen Kopf, sondern mit dem leicht gebogenen Griff. Im Fall erwischte es den Mönch. Ich hörte das Geräusch, es klang irgendwie trocken, und beide prallten wir gleichzeitig zu Boden.

Einen hellen Schrei vernahm ich ebenfalls. Den aber hatte nicht der Pater ausgestoßen.

Ich drehte mich mehrere Male um mich selbst, bevor ich wieder hochsprang und in die Richtung schaute, aus der die verdammte Axt geschleudert worden war.

Karen hatte einen von uns töten wollen. Ich sah ihren Rücken, weil sie sich umgedreht hatte und ins Gebüsch sprang.

Bevor ich sie verfolgte, drehte ich mich um. Zweierlei Dinge sah ich. Die Nonne war verschwunden, mein Freund saß auf dem Boden und

hielt sich den Kopf.

»Kommst du allein klar?« fragte ich.

»Ja, lauf ihr nach.« Der Mönch drehte sich zur Seite und nahm die Axt an sich.

Ich aber hetzte mit langen Sprüngen auf das Gebüsch zu, in dem Karen verschwunden war.

Einige Zweige federten noch nach, als ich mein erstes Ziel erreicht hatte. Ich brach durch das Buschwerk wie ein wildes Raubtier und sah nicht einmal weit entfernt einen Teil der alten Friedhofsmauer.

Das braungraue Gestein schimmerte durch die Lücken der wilden Bepflanzung.

Karen lief parallel zur Mauer, Sie sah sich nicht um, zuckte aber zusammen, als sie ihren Namen hörte.

Ich hatte sie angerufen.

Leider blieb sie nicht stehen, so daß ich wieder hinterher mußte.

Nun schnitt ich ihr den Weg ab. Wie ein Torwart beim Alleingang des Gegners verkürzte ich den Winkel zu ihr, sah, daß sie den Kopf nach links drehte und mich erkannte.

Sie schrie wütend auf, achtete nicht darauf, wohin sie lief, stolperte über ein verdecktes, im Boden festsitzendes Hindernis und stürzte.

Als sie sich erheben wollte, stand ich neben ihr, packte den linken Arm und riß sie hoch.

Karen begann zu schreien. Sie warf den Kopf von einer Seite zur anderen. Da ich dicht neben ihr stand, peitschte ihr langes Haar gegen mein Gesicht. Sie trat und schlug, erwischte mich am Hals, bis ich es leid wurde und sie in den Polizeigriff nahm.

Stöhnend ging sie in die Knie.

»Reicht es?« fragte ich.

Karen benahm sich noch immer wie eine Wildkatze und stampfte wütend mit dem Fuß auf. Mehr konnte sie nicht tun. Bewegte sie sich zu hastig, fügte sie sich selbst Schmerzen zu.

Ich ging mit ihr zurück und behielt den Polizeigriff bei. Er war noch immer die wirksamste Methode.

Auf dem Weg beschimpfte sie mich. »Ihr werdet getötet. Die Nonne wird euch vernichten, das schwöre ich. Ihr könnt euch nicht gegen sie wehren. Sie ist stärker, viel stärker. Wartet es nur ab.«

»Weshalb hat sie getötet?«

»Alle, die sie gesehen hatten, mußten sterben.«

»Und du gehörst zu ihr?«

»Ja!«

»Wieso?«

»Ich stamme aus ihrer Linie. Das Schicksal hat sich erfüllt. Sie und ich sind eine Person. Generationen erst mußten vergehen, aber jetzt kann uns niemand mehr aufhalten. Sie ist meine Urahnin. Ich gehöre

einfach zu ihr und zu keinem anderen.«

Mehr wollte sie nicht sagen, dafür spie sie einige Male kräftig aus, aber das störte mich nicht.

Wir erreichten den Platz vor der Kapelle, wo Father Ignatius wartete und sein Holzkreuz in der rechten Hand hielt. Das Mädchen schaute weg.

»Da hast du sie ja.«

»Ja, und es war auch schwierig genug!«

»Beide!« tobte Karen los. »Beide werdet ihr zur Hölle fahren, verdammt! Der Teufel läßt sich nicht übers Ohr hauen. Habt ihr verstanden, ihr Hundesöhne?«

»Alles klar.« Ich hatte mit einer Hand die Handschellen hervorgeholt. Bevor das Mädchen sich versah, hatten sich die beiden Ringe bereits um ihre Gelenke gelegt.

Als ich Karen losließ, taumelte sie einige Schritte zur Seite und blieb dann erst stehen, um uns haßerfüllt anzustarren. »Ihr schafft es nicht!« keuchte sie. »Nicht gegen Bethsame!« Während ihrer Worte hatte sie den Kopf nickend vorbewegt.

Schweißtropfen fielen von ihrem nassen Gesicht.

Ich hob die Schultern. »Dich haben wir schon, und die Nonne kriegen wir auch.«

Karen lachte nur.

Ich wandte mich an den Pater. »Weißt du, wo sie steckt?«

»Nein, ich habe sie nicht gesehen. Es kommt mir vor, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.«

»Was sich vielleicht ändern wird.« Ich deutete auf das gefesselte Mädchen. »Karen und die Nonne hängen zusammen. Sie sind gewissermaßen miteinander verwandt. Karen hat die Nonne als ihre Ahnherrin bezeichnet. Mal sehen, wie stark die verwandtschaftlichen Beziehungen noch sind.«

Der Mönch war überrascht. »Das wußte ich allerdings nicht.«

»Kann ich mir denken.«

Es war mittlerweile noch dunkler geworden. Über den fernen Bergen kroch bereits die Dämmerung heran, und manche dicke Wolke hatte schwefelgelbe Ränder bekommen.

Das roch nach einem Gewitter, und ich mußte an die alte Komturei der Templer denken. Da war das Finale ebenfalls durch ein mächtiges Gewitter eingeläutet worden.

Karen tat nichts. Sie stand vor uns und sah irgendwie desinteressiert aus. Ihr Blick war verdreht. Das Gesicht zeigte einen Ausdruck, als würde sie in sich hineinhorchen.

Das war auch Ignatius aufgefallen. »John, mit ihr stimmt doch einiges nicht.«

»Das glaube ich auch.«

»Willst du nicht dein Kreuz nehmen?«

»Nein, noch nicht. Möglicherweise mache ich dadurch mehr kaputt, als uns lieb sein kann.«

Der Pater hob die Schultern. Er strich über sein Gesicht, in das sich scharfe Falten hineingegraben hatten. »Möglicherweise hast du recht, aber ich will von ihr noch etwas wissen.«

»Dann frag.«

Er trat auf das Mädchen zu. »Wer hat die Menschen umgebracht? Warst du es oder die Nonne?«

Karen zog den Mund breit. »Ob sie oder ich, was ist daran schon wichtig? Die Hauptsache ist, daß sie nicht mehr leben. Sie waren Zeugen, sie haben zuviel gesehen und auch darüber geredet. Ich habe es gehört und der Nonne Bescheid gegeben.«

Ignatius schüttelte den Kopf. Bedauern schwang in seiner Stimme mit, als er eine Antwort gab. »Dann bist du ein sehr armes Menschenkind. Ohne Moral, ohne Gewissen.«

»Was ist das schon?« fragte sie patzig.

Während Ignatius versuchte, ihr das klarzumachen, sah ich mich in der unmittelbaren Umgebung um. Ich ging auch dorthin, wo die Nonne gestanden hatte, bemerkte aber keine Rückstände, die auf dieses Wesen hingedeutet hätten.

Der Platz war frei von Magie.

Obwohl ich die Nonne nicht sah, fühlte ich mich beobachtet. Blicke aus dem Unsichtbaren. Einen Beweis dafür hatte ich nicht, sie waren einfach da und brannten auf meinem Rücken.

Was ich auch tat oder dachte, Bethsame schien es zu bemerken.

Wenn sie sich nur gezeigt hätte, denn von Sekunde zu Sekunde fühlte ich mich unwohler. Irgend etwas lag in der Luft und mußte sich gleich entladen wie bald das Gewitter.

Ich zuckte zusammen, als in der Ferne ein erster Blitzstrahl die Wolkendecke zackig spaltete. Auch der Donner grollte auf. Die Luft war noch stickiger geworden, der Blütenduft intensiver. Klebriger Schweiß lag auf der Haut. Mit dem Finger wischte ich ihn von meiner Oberlippe fort.

Als ich mich drehte, starrte ich in das Gesicht des Mädchens. Dort fielen mir besonders die Augen auf.

Waren das noch ihre?

Kalte, fast widerliche Blicke trafen mich, als wollten sie mich sezieren und meine Seele spalten. Der Mund war verzogen, er bildete fast einen Halbmond mit den nach unten hängenden Winkeln.

Sollten das die Blicke gewesen sein, die mich so gestört hatten?

Ich schluckte, holte durch die Nase Luft und wollte es jetzt mit dem Kreuz versuchen, als Karen sich plötzlich drehte und wegrannte.

Das war nicht weiter schlimm. Mit gefesselten Händen ist es schwer,

das Gleichgewicht zu halten, besonders auf einem Boden wie diesem hier, der uneben war.

Ich nahm die Verfolgung auf. Auch der Pater rannte neben mir her, aber Karen war doch schneller.

Sie verschwand zwischen den Grabreihen, wo auch Büsche wuchsen, deren Zweige sich heftig bewegten.

»Die ist doch verrückt!« keuchte der Mönch. Seine Beuteaxt hielt er noch immer fest.

Ich streckte meine Hand aus und drückte ihn zurück, denn genau dort, wo das Mädchen verschwunden war, leuchtete etwas Weißes durch die Lücken der Zweige.

Die Nonne kam.

Ich holte mein Kreuz hervor und sprang auf sie zu. Die Zweige und das Gras trat ich nieder, so daß ich ein gutes Sichtfeld hatte.

Karen lag auf dem Boden. Aus der Öffnung drängte sich etwas hervor. Eine weiße Gazemasse, ein Ektoplasma, eben die Nonne mit der Teufelsklaue.

Und genau die raste zielsicher auf mein Gesicht zu!

***

Sie hätte mich getroffen und wahrscheinlich ein ewiges Brandmal hinterlassen, aber ich reagierte gedankenschnell, zuckte nicht nur zurück, sondern riß auch den rechten Arm hoch, so daß ich der Teufelsklaue das Kreuz entgegenhielt.

Die Klaue stoppte. Ich hatte das Gefühl, daß aus ihrer Fläche Rauch dringen würde, denn ein leicht verbrannter Geruch traf meine Nase. Dann ging ich vor, ließ die Nonne nicht aus den Augen.

Sie hatte sich aus dem Körper des Mädchens gelöst. In ihrem Gesicht zuckte es. Sie war verunsichert, das merkte ich genau, und wahrscheinlich wußte sie nicht, wie sie sich verhalten sollte.

»Dem Kreuz hast du abgeschworen!« sagte ich zu ihr. »Das war dein großer Fehler. Die Hölle und somit der Teufel können vieles für sich entscheiden. Sie können die Menschen überlisten, aber nicht das, an das die meisten glauben.«

Bethsame bewegte sich heftig, als würde sie von einem Schüttelfrost gepackt.

Das Gesicht, bisher nicht viel mehr als ein blasses Etwas, veränderte sich ebenfalls. Immer für wenige Augenblicke hatte ich das Gefühl, als würde sich ein Stück dunkler Haut materialisieren, um dann wieder zu verschwinden.

Die Teufelsklaue zuckte. Noch leuchtete sie rot. Noch suchte die Nonne nach einer Chance.

Und sie war gefährlich.

Wieder griff die Klaue zu. Diesmal zielte sie nicht auf mich, sondern

fuhr in einen Strauch hinein, der augenblicklich Feuer fing. Ob die Nonne auch den Wind beeinflußt hatte oder ob es Zufall gewesen war, jedenfalls schlugen mir die Flammen entgegen, und ihr mörderischer Atem ließ mich zurückzucken.

Pater Ignatius huschte rechts an mir vorbei. Er schlug einen Bogen, weil er in den Rücken der Nonne gelangen wollte. Keine schlechte Idee, sie in die Zange zu nehmen.

Ich hörte sie laut lachen und entdeckte den bleichen Umriß ihrer Gestalt hinter dem Flammenvorhang.

Auch ich umging ihn hastig. Sie sah mich kommen, wollte zu einem anderen Trick greifen, als der Mönch hinter ihr erschien und sofort handelte. Er preßte ihr das Kreuz in den Rücken.

Es war ein geweihtes altes Holzkreuz. Ein Zeichen, dem die Nonne abgeschworen hatte, aber nun direkt damit konfrontiert wurde.

Sie brüllte fürchterlich auf, taumelte nach vorn, und da hatte ich sie schon erreicht.

Ich trug das zweite Kreuz, das noch mehr Macht besaß.

Kalt schaute ich auf sie hinab, als sie gebeugt vor mir stand und sich nicht traute, den Körper aufzurichten.

Die Attacke des Holzkreuzes zeigte bereits Wirkung. Aber eine andere als bei meinem Kreuz, eine Wirkung, mit der wir beide nicht gerechnet hatten.

Gebückt stand die Nonne vor uns. Wir starrten auf ihren Rücken.

Aus dem feinstofflichen Ektoplasma bildete sich ein normaler Körper.

Aber welch eine Haut!

In einer Mischung aus Schwarz und Blau schimmerte sie, und jedes Teil war mit Sehnen oder Muskelpaketen bedeckt. Der Mönch wollte noch einmal zuschlagen, aber ich hielt ihn zurück.

»Nein, laß das!«

Er blickte mich verwundert an, aber ich verfolgte meine eigenen Pläne und beobachtete die Verwandlung.

Ein Mensch entstand.

Nein, ein Körper aus blauschwarzem Fleisch, das mit zahlreichen Sehnen durchzogen war, an gewissen Stellen zuckte, wenn sich die Muskulatur bewegte.

Ich hatte meine Haltung verändert und stand jetzt vor ihr. Voll schaute ich der Nonne ins Gesicht.

Von ihrer Tracht war nichts mehr zu sehen. Vor mir stand ein blauschwarzer nackter Körper, bei dem nur eines deutlich abstach: Die linke im Höllenfeuer leuchtende Hand. Selbst die Augen im Gesicht waren nicht zu sehen. Nur eine Andeutung der Höhlen zeichnete sich ab.

Diese Nonne war ein schreckliches Monster, aber noch nicht besiegt. Das wollten wir in den nächsten Sekunden erledigen.

»Ignatius!« Ich rief den Namen des Paters, während ich gleichzeitig handelte, auf die Nonne zuging und ihren linken Arm packte.

Ihn hebelte ich herum.

Der Ort war günstig.

Die obere Kante eines hochgewachsenen Grabsteins hatte genau die richtige Höhe für meinen Vorsatz.

Auf sie preßte ich das Gelenk.

Die Nonne wehrte sich nicht. Nur aus ihrem Maul drang ein ebenfalls blauschwarzer Qualm, der widerlich faulig roch.

Father Ignatius hatte mitgedacht. Er stand plötzlich im rechten Winkel zu mir, hielt den Stiel der Axt mit beiden Händen fest und murmelte Worte in lateinischer Sprache.

Dann schlug er zu.

Die Axt befand sich noch auf dem Weg, als ein fahlheller Blitz aus den Wolken schlug, dem sofort ein gewaltiger und schmetternder Donnerschlag folgte, als wollte er unserer Tat die entsprechende Begleitmusik geben.

Father Ignatius hatte seine Pflicht getan und genau getroffen. Eine helle Kerbe war auf der Steinkante zurückgeblieben, aber die Hand war ab – und lag trotzdem nicht am Boden.

Sich drehend und zuckend jagte sie in die Luft, schlug dort Kapriolen, flammte rot auf und sprühte im nächsten Augenblick wie zehn nebeneinanderliegende Wunderkerzen.

Sie verbrannte vor unseren Augen.

Und neben uns sackte der Körper der Nonne zusammen und wurde zu Asche.

Father Ignatius nickte mir zu. »Ich sah keine andere Möglichkeit, John. Das mußte ich tun.«

»Es war genau richtig.«

Dann gingen wir zu Karen Cullogh…

***

Sollten wir sie verdammen? Sollten wir ihr Vorwürfe machen? Nein, wir taten nichts dergleichen, denn wir fanden ein verstörtes junges Mädchen vor, das sich völlig verwirrt zeigte. Und dies im schlimmsten Sinne des Wortes, denn ihr Geist hatte sich verwirrt.

Sie würde die nächste Zeit in einer psychiatrischen Klinik verbringen, und Father Ignatius versprach mir, sich um sie zu kümmern. Er kannte eine Klinik, die von Schwestern geleitet wurde. Die Nonnen kümmerten sich aufopferungsvoll um ihre Patienten und hatten schon große Heilungserfolge erzielt.

Das berichtete mir Father Ignatius, als wir mit Karen zusammen den Friedhof verließen.

Das Mädchen wußte überhaupt nicht, wo es sich befand, und

benahm sich manchmal wie ein kleines Kind.

Trockenen Fußes allerdings gelangten wir nicht mehr bis zu unserem Wagen. Von einem Moment zum anderen begann es zu regnen. Nein, es schüttete aus den grauen Wolken. Die langen Regenschnüre fielen senkrecht auf die Erde. Ich kam mir vor wie unter einer voll aufgedrehten Dusche.

Schon nach wenigen Schritten waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Es war ein warmer Regen, über den sich die Natur sicherlich freute. Am Himmel tobten sich Donner und Blitze aus und lösten sich in einem ewigen Wechselspiel ab.

Plötzliche Böen peitschten das Wasser schräg und schüttelten die Bäume.

Aufatmend ließen wir uns in den Wagen sinken, auch wenn wir klatschnaß waren.

Father Ignatius hatte sich zu Karen in den Fond gesetzt. Mit ruhiger Stimme sprach er auf sie ein.

Während ich meine Haare zurückstrich und aus dem Fenster gegen die Wassermassen starrte, dachte ich daran, daß wir einer Mutter klarmachen mußten, was mit ihrer Tochter geschehen war.

Manchmal finde ich meinen Job widerlich. Lieber gegen fünf Werwölfe antreten, aber nicht so etwas.

»John, fahr los«, bat mich mein Freund.

»Ja«, sagte ich nur und startete…

ENDE